Frankfurt a d Oder

Heilige Ostmark

Zeitschrift für Kulturfragen des deutschen Ostens

Herausgegeben von Dr. Willy Schmidt, Frankfurt (Oder).

Schriftleitung und Verwaltung: Frankfurt (Oder), Prinzenufer 3.
Postscheckkonto: Dr. Willy Schmidt, Berlin 91 354.
Belegheftе gehen Mitarbeitern, anzeigenden Geschäften und für Bücherbesprechungen unaufgefordert zu.

Bezugspreis: für 1928 Mk. 4.—, halbjährlich Mk. 2.25.

Bestellungen sind an den Verlag zu richten.

Anfragen betr. **Anzeigen und Beilagen** nur an den Verlag.

Zweites Frankfurt-Heft.

Schriftleitung für Gesamttext und Bildschmuck: Friedrich Schilling.

Inhalt:

Das Blatt von Carl Alexander Brendel / Landschaft vor Frankfurt / stellte der Verlag Georg Westermann aus „Westermanns Monatsheften", Mai 1926, freundlich zur Verfügung.

Die Lichtbildaufnahmen der Plastiken machte der Maler Rudolf Grunemann, ebenso die Zeichnungen des Siegelbildnisses von Bischof Lorenz und die Randleiste / Krummstab und Lanze.

Die Druckstöcke der zweiten, dritten und vierten Kunstbeilage stellten die Graphischen Kunstanstalten von Meisenbach Riffarth & Co., Berlin, her.

Die gesamte Druckausführung besorgte die Frankfurter Verlagsgesellschaft m. b. H. / Buch- und Kunstdruckerei.

Haben Sie schon überlegt, daß Sie

für die Reise

notwendig

einen Füllhalter

gebrauchen? — — —

Ständige Gebrauchsfähigkeit, absolute Zuverlässigkeit, haltbare Goldfeder, alles Eigenschaften, mit denen sich der Halter Ihre dauernde Freundschaft erwirbt.

Sie finden bei uns die bewährtesten Systeme bei großer Federauswahl.

Brief-Reisepackungen

Briefblocks, klein ☐, 50 Blatt, **45 Pfg.**

R. Schenker

Papier — Schreibwaren — Bürobedarf

Wilhelmsplatz 25. **Breite Straße 37.**

Hotel

Prinz von Preußen

und Weingroßhandlung

Telephon 3732/33

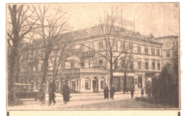
★

Modernstes und größtes Haus am Platze

★

Im Restaurant

Täglich Unterhaltungsmusik.



Zu jedem Feste

liefern wir in großer Auswahl

Torten, bunte Schüsseln, Eis- und Creme-Speisen, Baumkuchen

Konditorei Kyritz

Erfrischende Bonbon, vorzügliche Pralinen und große Auswahl in Tafel-Schokoladen.





Carl Alexander Brendel / Landschaft vor Frankfurt

Frankfurt a. d. Oder

Heilige Ostmark | Heft 4/5 / 1928

Ich will des Landes Bestes raten
und das nicht lassen um Weib noch um Kind,
um Vater noch um Mutter,
um Schwester noch um Bruder,
noch um keinerlei Gift oder Gabe,
noch um Not,
noch um eines Herren Willen,
noch um Furcht vor dem Tod!

Alter Schöffenspruch.



Die Seele der heimatlichen Landschaft.

Von Max Pohlandt.

Für Frankfurt als Randstadt ist es nicht ganz leicht, die heimatliche Landschaft festzulegen. Daß die Oder von jeher eine Trennungslinie gewesen ist, liegt auf der Hand, bleibt auch bestehen, wenn das Land auf beiden Ufern in geschichtlicher Zeit denselben politischen Namen trug, wie unter der piastischen Herrschaft bis 1249 den der terra Lubus, der für 1194 beglaubigt ist. Damit ist freilich nicht gesagt, daß Natur und Menschenschlag einheitlich waren, vielmehr wird für das jetzige Sternberger Land mindestens in seinem Osten eine starke polnische Schicht in der Bevölkerung anzunehmen sein, während auf dieser Seite der Oder die Bewohner forbisch waren. Gehörte doch der Osten des Sternberger Landes damals zum Bistum Posen, während der Westrand dem Lebuser Sprengel einverleibt war. Für Frankfurt ist die Zuteilung zu einer Landschaft schwer, weil es auf beiden Ufern der Oder liegt. Da eine Stadt ohne Hinterland nicht zu denken ist, müßte dies lebusisch-sternbergisch sein. Nun hat aber die Stadt auch südlich gelegenes Verkehrsland, das jenseits der natürlichen Grenze der Landschaft Lebus / der Müllroser Senke / liegt, nämlich den nördlichen Teil der Niederlausitz, der 1249 sogar politisch dem Lande Lebus angegliedert war. Dadurch erweitert sich die heimatliche Landschaft / den Begriff jetzt im Verkehrssinn genommen / um ein drittes Stück einer natürlichen Landschaft, und wir müssen das Hinterland von Frankfurt als lebusisch-sternbergisch-nordlausitzisch bezeichnen. Das wird ein kreisförmiges Stück Land an der mittleren Oder sein müssen, dessen Radius der Entfernung entspricht, die ein Fuhrwerk innerhalb eines Tages mit Hin- und Rückfahrt zurücklegen kann. Dieser Radius ist natürlich kleiner als die Strecke, die man mit weiträumiger Einrechnung der Zeit zur Erledigung von Geschäften an einem fremden Ort innerhalb von zwölf Stunden mit gewöhnlichen oder beschleunigten Personenzügen doppelt durchfahren kann. Wäre es anders, das heißt dieser Radius größer, dann könnten wir in unserer Nachbarschaft nicht aufblühende Städte wie Küstrin, Fürstenwalde, Guben haben. Diese Begrenzung ändert nichts an der Stellung unserer Stadt als Hauptstadt der mittleren Ostmark, denn dieser Erdraum ist ein Landschaftengebiet, während die bezeichneten drei Teile nur verkehrstechnisch gesehene Randstücke natürlicher Landschaften sind, von denen jede ihr eigenes Zentrum hat, das für die Lausitz in Guben, für Sternberg in Reppen oder Zielenzig liegt, während Lebus kein handelswirtschaftliches, sondern nur ein verwaltungsmäßiges in Seelow hat. Das mußte vorausgeschickt werden, um den einen Hauptbegriff der Ueberschrift zu klären. Wir wenden uns nun zur „Seele".

Die „natürliche" Landschaft, wie sie uns in Ost-Lebus, im Westrand von Sternberg / dem Göritzer Böschungswall-Abschnitt zwischen Oder und Lenze / und in der Nordlausitz entgegentritt, ist seelenlos, ebenso das-

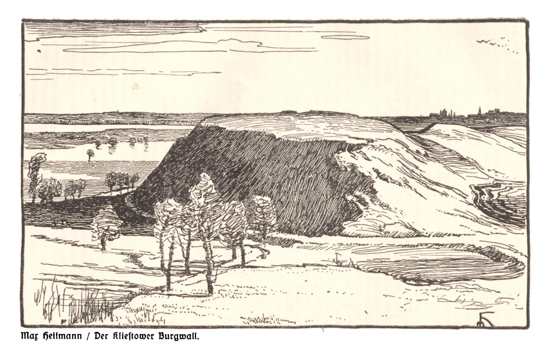
selbe Gebiet als sogenannte „s i n n l i c h e" Landschaft. Erfassen wir die „natürliche" Landschaft mit unserem Verstande, der ihre Formenelemente in Bodenaufbau und -gestaltung, Klima, Bewässerung, Pflanzendecke und Siedlungen feststellt und in der Synthese ein einheitliches Bild sich schafft, so wendet sich dasselbe Gebiet als sinnliche Landschaft an unser Gemüt. Wir atmen ihre Luft mit Wohlbehagen, ihre besonderen Farben erfreuen unser Auge und lassen es in einem Wonnegefühl auf ihren saftigen Tieflandstrichen, auf ihren grünen Wäldern, auf ihren blauen Seen, auf den Silberstreifen ihrer Flüsse ruhen; unser Ohr lauscht ihren besonderen Tönen, seien es auch die Sirenen der Dampfer und Fabriken. Aber nach der Anschauung neuester Geographen, die nach anfänglicher Bekämpfung durch die Anhänger der alten Schule sich den Zutritt in den Unterricht erzwingt, hat die Landschaft noch ein d r i t t e s Gesicht, eine dritte Form, die „ü b e r s i n n l i c h e", kurz: sie hat eine S e e l e, die ein anerkannter Geograph uns näher bringt, wenn er sagt, sie sei „ein St. Elmsfeuer, das in kaum sichtbaren Büscheln aus den Spitzen der Berge und den Giebeln der Häuser strömt". Es haftet ihr also ein Element an, das nur i h r eigen ist, das sie eben dazu macht, u n s die H e i m a t im vollsten Sinne zu sein. Die Brücke zu ihr kann nur unsere eigene Seele schlagen, die in ihr die Idee, die „Seele" sucht, „etwas Irrationales, das sich nicht durch Worte ausdrücken läßt, das nur geahnt und gefühlt werden kann". Darum dauert ja für den Fremden das „Einleben" so lange. Die rein äußerlichen Verhältnisse des neuen Lebensraumes sind oft so wenig von denen des alten in unserem Zeitalter des Ausgleichs verschieden, daß sie allein das Heimischwerden beschleunigen müßten. Es steckt aber in dem vorläufig so fremden Lebensraum etwas Metaphysik, in die sich die Seele des Fremdlings einfühlen muß, ehe er ihm die zweite Heimat wird, die ihn dann oft so in den Bann schlägt, daß sie die alte verdrängt, und nur in Träumen erscheinen deren Bilder, die lange er vergessen glaubt, um mit Chamisso zu reden, der dafür ein klassischer Zeuge ist. Die Seele der Landschaft ist der ihr eigene Atem, der seine Eigentümlichkeit in der Stimmung von Abendruhe und Mondesglanz, im Schweigen der die Siedlungen verbergenden Wälder, in der bunten Tätigkeit der Menschen auf der Kultursteppe, der bebauten Scholle, in dem eigenartigen Gemisch aller der Töne liegt, die die Arbeit in einer Industriestadt begleiten. Gewiß kann uns der Künstler mit Stift und Palette ein Bild der heimatlichen Landschaft gestalten, das zu manchem deutlicher spricht als jenes, das seine eigene Seele formt, aber er wird es nur können, wenn er bei selbstverständlicher Berücksichtigung aller Regeln ästhetischer Betrachtung mit empfänglicher eigener Seele die Seele der Landschaft zu sich sprechen läßt. Warum lassen uns technisch äußerst schmissige Bilder vertrauter Erdräume oft so kalt? Es fehlte dem Künstler, der nicht bodenständig war, die nötige Beziehung zu der Landschaft, obgleich er sie äußerlich sah; sein Kunstwerk war nicht im eigentlichen Sinne inspiriert, und so blieb es seelenlos und konnte des Beschauers Seele nicht ansprechen.*) Heilmanns Radierungen atmen Frankfurter Luft, Brendels Gemälde umzittert der Duft der heimatlichen Landschaft, und so sind ihre Werke echte Heimatkunst, wozu sie die Technik allein niemals hätte werden lassen. Wenn Spengler an eine Kulturseele als metaphysisches Prinzip einer geschlossenen Kultur glaubt, die an einen bestimmten Raum doch gebunden ist, so wird man eben diesem Raum, der Landschaft, auch die Seele zuerkennen müssen.

*) Frankfurt in der „Illustrirten Zeitung" vom 19. 5. 1927 und die berechtigte Kritik in der „Frankfurter Oder-Zeitung" vom 24. 5. 1927.

Nach diesen allgemeinen Ausführungen über die Seele, die jede Landschaft hat, ist es nun nötig, ihr in der heimatlichen nachzuspüren. Beginnen wir mit demjenigen ihrer Teile, der das alte Frankfurt in seiner ersten Form aus sich herauswachsen ließ. Es ist Ost-Lebus, das heißt jenes Stück der lebusischen Landschaft, das östlich der großen Rinne liegt, die zwischen Spree und Oderbruch läuft, ein von ihr, der Müllroser Senke und der Oder begrenztes Stück Land, das als „Bruch" und „Höhe" uns entgegentritt. Das West-Lebus hat seinen Schwerpunkt in Fürstenwalde und scheidet für uns aus. Der vorherrschende Zug für Ost-Lebus ist landwirtschaftlicher Natur. Es ist die Kultursteppe, wie sie im Buche steht, entstanden aus gründlichster Rodung im 13. Jahrhundert, unter späterer unmittelbarster Einwirkung von Thaer und Koppe, die diesen Boden selbst bebauten, ein Fruchtboden von hervorragender Güte, dem selbst auf der „Höhe" die Zuckerrübe nicht fremd ist, wenn ihr auch die Verarbeitungsstätten fehlen, und doch recken sich in großer Anzahl Essen in die Luft, die der Spiritusbrennerei dienen. Es ist ein Land stattlicher Guts- und Bauernhöfe, die namentlich im „Bruche" die Einförmigkeit der Kulturfläche angenehm unterbrechen. Manches Herrenhaus der „Höhe" in romantischer Lage ist Sitz von Geschlechtern, die zwar nicht mehr bis in die Kolonisationszeit zurückreichen, deren Namen aber zu nennen sind, wenn die Besten des Landes fallen. Aber was ist seine Seele? Ich sehe sie in einer strahlenden Helle und Aufgeklärtheit, die den Menschen schaffensfroh macht.

Der sternbergische Westrand / das zweite Teilstück der heimatlichen Landschaft / zeigt eine große Verwandtschaft mit dem gegenüberliegenden Lebuser Stück. Eine Kultursteppe ist aber der Göritzer Böschungswall nur in seiner Mitte und dem Norden. Die hier liegenden Randdörfer sind der Sitz alter Bauerngeschlechter. Die großen Güter treten gegen Lebus zurück. Wald schiebt sich stellenweise dichter ein als hüben. Einen ganz anderen Charakter hat dagegen das kurze Südstück des Böschungswalls und erst recht die „Ziebinger Platte". Hier ist der Boden magerer, und der Wald herrscht auf weiten Strichen vor und macht die Landschaft unübersehbar. Sieht man vom Lebuser Talrand über das „Sternberger Bruch" auf „jene Side", wie der Lebuser sagt, so verschwimmt Sternberg im Blau, an dem auch die weiten Waldungen seiner zweiten Terrasse hinter dem Lenze-Einschnitt ihren Anteil haben. Wie die Natur zwiespältig, so ist es auch der Mensch hier; auf den fruchtbaren Geschiebemergelflächen ist er sichtlich niederdeutsch, auf den mageren Böden des Waldreviers hat die Bewohnerschaft noch einen urtümlichen wendischen und aus der Kolonisationszeit einen unzweifelhaft schlesischen Einschlag. Quert doch auch die Grenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch in sprachlichem Sinne das Land Sternberg von SW nach NO. So ergibt sich keine eindeutige Natur und Kultur, und so ist auch die Seele der Landschaft ein Gemisch von Helle und Schatten, von Sonntagsfreude und Schwermut.

Und nun noch das dritte Teilstück. Es ist ein Stück der Wendei. Verschlossen dem Einblick von Lebus und Sternberg her, liegt die Nordlausitz da. Eine Ausnahme in dieser Abgeschlossenheit macht nur ihr östliches Randstück, das dem Warschau-Berliner Urstromtal angehört. Seine geringe Seehöhe verursacht diesen Einblick. Aber er bringt keinen Gesamteindruck. Der hier schon einsetzende und dann den „Fünfeichener Rücken" mit einem hohen Prozentsatz der Bodenfläche bedeckende Wald läßt die Siedlungen und Feldmarken vollständig verschwinden. Es war



Max Hellmann / Der Kliestower Burgwall.

das nördliche Stück des „Klosterlandes", das 39 Dörfer umfaßte, es war und blieb das Land mit ausgesprochen kleinbäuerlichem Betrieb, der noch heute vorhandenen Beetewirtschaft in der angrenzenden Niederung, das Land der Flachsgründe, die so lieblich die Eintönigkeit unterbrechen. Hier stehen noch bis auf den heutigen Tag Gehöfte, die ganz aus Holz aufgeführt sind, und wenn sie auch zweifellos zur Landschaft besser paßten als die Steinkästen der Maurerpoliere, sie schufen mit der Natur die „Hunde- oder Kümmeltürkei", ein Holland, das in Not war, wenn die Kienäpfel schlecht gerieten. Ein Juwel landschaftlicher Schönheit bildet das Herzstück, das Schlaubetal, dessen oberer Teil freilich nicht mehr nach Frankfurt hinneigt. Ist auch die alte Volkstracht verschwunden, so ist der Menschenschlag körperlich und geistig mit seiner Vergangenheit aus vordeutscher Zeit untrüglich verwoben. Fragen wir hier nach der Seele der Landschaft, so rauscht sie uns entgegen aus den endlosen Heiden in ihrer Einsamkeit und Schweigsamkeit, die Schwermut zu nennen, nicht zuviel gesagt ist.

Wohnen also in der heimatlichen Landschaft drei Seelen, während es uns beim Menschen ein Stück Tragik bedeutet, wenn er zwei in seiner Brust fühlt? Wir können diesen scheinbaren Widerspruch mit dem Hinweis überbrücken, daß Frankfurt, wie eingangs gezeigt, nicht in die Mitte einer natürlichen Landschaft gestellt ist. Seine Landschaft ist trotzdem ein Ganzes, das die Oder mit der typischen Ausprägung von Tal und Hang als Band einigt. So ist sie ein Mikrokosmos, der widerspiegelt, was in großen Zügen unserer Mark eigen ist: strahlende Helle gegenüber tiefem Dunkel und eine sanfte Mischung von beiden, „die herbe Art des märkischen Landes, die so oft in eine zarte Lieblichkeit ausklingt".

Die Pflanzenwelt um Frankfurt.

Von Professor Dr. H. Roedel.

Zwei Umstände sind es, die die Reichhaltigkeit der Frankfurter Pflanzenwelt bedingen. Einerseits macht die Lage zwischen dem „pontischen" südwesteuropäischen, also binnenländischen, und dem nordwestdeutschen „atlantischen" Florengebiet, beide klimatisch bedingt, unser Gelände zu einem stillen Kampfplatz dieser beiden großen Florenmächte. Andrerseits grenzen hier auf engstem Raum die mannigfaltigsten Bodenformen aneinander; ein Strom, Bäche und Gräben, Teiche und Seen, Wiesen, Sümpfe, Moore und Fenne, Quellschluchten und sonnige pontische Hügel, Kiesberge und dürre Sandflächen, Dünen, Lehm- und Mergelböden. Dazu gesellen sich, durch die Kultur entstanden, Weinberge und Obstplantagen, Gärten, Parke und alte Friedhöfe, Aecker und Eisenbahndämme als willkommene Standorte für wählerische freiwillige Siedler.

Beschränken wir uns auf das Gebiet zwischen Lebus im Norden und der Steilen Wand im Süden und zwischen den Höhenstreifen im Osten und Westen, um einen Ueberblick auf die Pflanzenwelt zu gewinnen.

Der breite Strom mit seiner Neigung zu Ueberschwemmungen bedingt nicht nur eine üppige Ufervegetation, sondern auch natürliche Wiesen und Auenwälder (Eichwald und Pfarrwinkel). Allenthalben haben sich hier die

Pflanzen den jeweiligen Ueberschwemmungen, im Winter auch der Vereisung und dem Eisgange anpassen müssen, um ihr Dasein zu fristen. Zwischen Stellen üppiger Vegetation mit wuchernden Weidenbüschen[1], hochragendem goldgelben Ampfer, dicker Sumpfwolfsmilch, kletterndem Nachtschatten und hohen Gräsern liegen kahle Flußsandstellen, die den Versuch einer Besiedlung durch die Beweglichkeit des Sandes in Wind und Wasser immer wieder unmöglich machen.

Die natürlichen Wiesen bieten je nach der Jahreszeit verschiedenes Aussehen. Im Frühjahr scheinen sie schneeig vom blühenden Schaumkraut[2], allmählich gewinnt das Rot der Kranzrade[3] die Oberhand, nach ihrem Abblühen tauchen die braunroten Farbinseln des Sauerampfers[4] auf und machen im Herbst den weißen Samenbüscheln des Wollgrases[5] Platz. Im allgemeinen aber gilt als Regel: je mehr Anziehungskraft eine Wiese für den Botaniker hat, desto wertloser ist sie für den Landwirt. Eine eigentümliche, durch die Eisverhältnisse bedingte Form der Schwarzpappel gedeiht auf dem Ochsenwerder, M. Rüdiger hat sie sogar — irrtümlich — für eine neue Art gehalten und Oderpappel[6] benannt.

Unser Eichwald und ihm gegenüber der Pfarrwinkel sind richtige Auenwälder. Die knorrige Sommer- oder Stieleiche[7] ist hier oft zu herrlichen Bäumen entwickelt, selten findet sich dazwischen die Winter-, Stein- oder Traubeneiche[8] eingesprengt. An lichten Stellen gedeiht üppiger Pflanzenwuchs: mehr als mannshoch ragt die zweihäusige Brennessel zwischen rankendem Hopfen hervor, meterlange Triebe des Gundermanns ziehen sich über dem Boden hin, an anderen Stellen strotzt saftiges Gras, von Ranunkeln, Kuckuckslichtnelken und Wiesenschaumkraut durchwirkt.

Am Fuße der Hänge des Odertals träumen Sümpfe von einstiger größerer Wasserherrlichkeit. Erlengruppen überschatten bei der Buschmühle den roten Weiderich[9], hier harren die Früchte des kleinblütigen wie auch des großen Springkrautes, auch Rührmichnichtan[10]) genannt, um bei der leisesten Berührung ihre Samen zu verschleudern. Auf der andern Seite der Oder gibt der Elfenteich mit seinen Erlenbeständen ein Bild des Spreewalds im kleinen, ist doch die Entstehungsursache beider dieselbe. Der Kornbusch vermittelt uns eine Vorstellung, wie einst, vor der Kultivierung, das Oderbruch beschaffen war.

Doch schon zeigen unsere Teiche merkliche Spuren des Alterns. Im Wasser entwickeln sich mikroskopische Lebewesen, die sich außerordentlich schnell vermehren, aber ebenso schnell vergehen wie sie entstanden sind. Ihr Moder bildet in Vereinigung mit kleinen Wassertieren die erste und unterste Schlammlage. Oben aber schwimmen die grünen Scharen der Wasserlinsen[11], Laichkraut[12], Froschlöffel, Froschbiß, Wasserfeder, Fieberklee, Tannenwedel, Tausendblatt, die See- und Teichrosen[13] siedeln sich an — lauter Pflanzen, die gesellig auftreten. Die abgestorbenen Pflanzen räumen neuen Individuen ihre Stelle ein und dienen zur kräftigen Vermehrung der Schlammlage. Vom Rande des Wassers rücken die Schilfrohre, Schachtelhalme, Binsen und Simsen weiter vor, und dazwischen bauen sich nun die wichtigen Torfmoose an, schwimmende

[1]) **Salix viminalis** u. a. Die lateinischen Namen sind nur da angeführt, wo die deutschen nicht eindeutig sind. [2]) **Cardamine pratensis.** [3]) **Coronaria flos cuculi.** [4]) **Rumex acetosa.** [5]) **Eriophorum latifolium.** [6]) **Populus Viadri.** [7]) **Quercus pedunculata** (= **robur**). [8]) **Q. sessiliflora.** [9]) **Lythrum salicaria.** [10]) **Impatiens parviflora** und **I. noli tangere.** [11]) **Lemna**, in verschiedenen Arten. [12]) **Potamogeton**, ebenso. [13]) **Nymphaea alba** und **Nuphar luteum.**

Gewächse, die sich durch ihre ungeheure Vermehrung und ihr eigenartiges Wachstum bald zu einer schwankenden Decke zusammenschließen. Während nämlich der untere Teil der Torfmoose abstirbt und seine Wurzeln sich verfilzen, wachsen die Pflanzen oben unbegrenzt weiter. So wird ein solches Torfmoos viele Jahrhunderte alt, älter als unsere Eichen. Die Moosdecke wird von oben nach unten dicker und endlich fest, obgleich sie noch vom Wasser getragen wird. Andere Moose finden nun eine Wohnstätte und neue Pflanzen gesellen sich zu ihnen, der fleischverdauende Sonnentau, die Moosbeere[14]), der Sumpfporst. Hat der Torf, denn solcher ist nun entstanden, eine größere Mächtigkeit erhalten, so bedeckt er sich mit einer Menge von Gewächsen, die seiner Vegetation ein charakteristisches Aussehen geben. Der filzigen Decke entsteigen besonders Gräser, Arten der Schmiele, der Zyper- und Riedgräser. Mit diesen Grasstellen wechseln andere ab, an denen die niedliche Andromeda den Boden bedeckt, zu ihr gesellt sich das Blutauge, dazwischen strebt das Sumpfweidenröschen in die Höhe. Farne treten dazwischen auf, Erlen und Birken befestigen den Boden. Dieser Vorgang läßt sich allenthalben beobachten, am klarsten am Nordufer des Faulen Sees bei Tzschetzschnow. Die Kranichsküten in der Nähe sind ihm schon zum Opfer gefallen. Der Buschmühlenteich verlandet zusehends. Die Torfwiesen, die sich von Hängebusch bis Trettin und darüber hinaus erstrecken, sind ihrer Entstehung nach als Gehängemoore aufzufassen.

Von den Quelltälern ist das reizvollste das Mühlental südlich von Tzschetzschnow. Seit vielen Jahrzehnten besuchen es die auch von auswärts, namentlich von Berlin kommenden Botaniker, und manchen hohen wissenschaftlichen Gast hat es gesehen. Die Gegend um die Hospitalmühle, am Westende des Tales, birgt Seltenheiten, wegen deren auf die am Schlusse angeführte Literatur verwiesen sei.

Aber auch die benachbarte Buschmühle, die mit ihren Abhängen und dem Gebiet weiter nach Süden längs der Eisenbahn bis zur Steilen Wand 1922 unter Naturschutz gestellt wurde, ist immer noch ein Wallfahrtsort der Botaniker. Hier ist die quirlige Weißwurz[15]) beobachtet, gelegentlich auch das Christophskraut[16]), der gebräuchliche Steinsame, der europäische Sanikel, Färber-Waldmeister u. a. m. Ein buntes Gemisch von Laubgewächsen bringt aber auch viel Schatten und ist dem Unterwuchs nicht immer günstig. Hainbuchen, beide Eichenarten, Berg-, spitz- und eschenblättriger Ahorn[17]), Eschen, Schwarzerlen[18]), Roßkastanien, Linden, Robinien und Kiefern bilden in der Hauptsache den Bestand, zwischen dem namentlich in den Gründen Haselnuß, Schneeball, schwarzer Hollunder sich einmischen.

Ganz anders ist auf den gegenüberliegenden Höhen, auf der östlichen Seite der Oder, der Kiefernwald geartet. Ein künstlicher Wald, den man jetzt durch Uebergang zum Plenterwald (Unterholz von Buchen) etwas natürlicher zu gestalten bestrebt ist. Der anspruchlosen Kiefer genügt der Sandboden, der berüchtigte märkische Talsand (wenn er auch auf Höhen vorkommt, hier stammt er aus der Zeit der Urstromtäler). Eine gleichmäßige glatte Decke von Kiefernadeln und Renntierflechten erstreckt sich weithin, zwischen ihnen sproßt hier und da dürres Gras (Schmiele, Rispengras u. a.), das stellenweise durch die zierlichen Blaubeerbüsche oder die Heide verdrängt wird, über welchen, gleichsam ein Wald im Walde, die Adlerfarne weithin ihre Wedel zu einem grünen Dache aneinanderschließen.

[14]) **Vaccinium oxycoccus.** [15]) **Polygonatum verticillatum.** [16]) **Actaea spicata.** [17]) **Acer pseudoplatanus, A. platanoides, Negundo negundo.** [18]) **Alnus glutinosa.**

Den Waldessaum oder die lichteren Stellen beleben die rundblättrige Glockenblume und der Wachtelweizen[19]. Mit einem Schlage aber ändert sich das Bild an feuchten Stellen.

Die sonnigen pontischen Hügel, welche als Abhänge beide Oderufer begleiten, und deren Fläche durch die Querschluchten noch vergrößert wird, tragen eigenartige Pflanzenvereine. Da gedeihen jene Licht und Wärme liebenden Pflanzen, die aus den weiten Steppen Südosteuropas nach der Eiszeit bei uns eingewandert sind und hier längst Heimatrecht erworben haben. Manchmal greifen diese Genossenschaften auch auf die benachbarten Hochflächen über, soweit nicht die Kultur ihr Vordringen hemmt. Vor allem ist da das haarförmige Pfriemengras[20]) zu nennen, das vor Simonsmühle, namentlich aber zwischen dem Unterkrug und Lebus durch seine meterlangen zarten, silberig glänzenden Halme auffällt. Leicht weht der Wind sie alle nach einer Seite hin, so daß es aussieht, als überzöge feines Haar die Hügel. Duftende Labkräuter[21]) gesellen sich hinzu, die schöne skabiosenartige Flockenblume, Luzerne-Arten, Schafgarbe[22]) und der wilde Thymian[23]) fehlen nicht. Von anderen zu schweigen. Dem aufmerksamen Beobachter dürften aber auch verschiedene der seltenen Wurzelsauger[24]) nicht entgehen. Die Lebuser Abhänge bestreut die gesetzlich geschützte Adonis[25]) zeitig im Frühjahr mit ihren großen gelben Blütensternen. Im Sommer wächst hier die seltenere sibirische Glockenblume und die zartere Schwester der Stranddistel, die überblaute Männertreu[26]). Und wer hätte nicht auf diesen Hügeln schon die zahlreichen Fingerkräuter und Nelkenarten beobachtet, von denen die Carteusernelke uns Frankfurter mit besonderem Stolz erfüllen müßte, weil der große schwedische Botaniker Linné diese Art nach zwei Professoren Carteuser, die im achtzehnten Jahrhundert an der Viadrina lehrten und tüchtige Naturforscher waren, benannt hat. — Weithin sichtbar erheben sich als Leitpflanzen auf den pontischen Hügeln die Büsche des Schlehdorns, wilder Rosen und des Weißdorns, ihr Vordringen aber droht die zartere Vegetation zu vernichten.

Das Vorkommen der Glockenheide bei Tzschetzschnow ist von besonderer Wichtigkeit, es bedeutet einen östlichsten Standort der atlantischen Florenvereine. Auch die Wiesenküchenschelle am Faulen See ist beachtenswert.

Die auf den Höhen weithin sich erstreckende Talsande, die an verschiedenen Stellen bei Kunersdorf zu Binnendünen emporgeweht sind, bieten der Pflanzenwelt nur kümmerliche Nahrung. Wo der Sand nicht fliegend ist, findet sich zuerst der graue Bocksbart[27]) ein, dazwischen zeigt sich hier und da ein junger Aufschlag von Kiefern, auch wohl von Birken, welche, wenn sie größer werden, den Wind abhalten und eine weitere Benarbung des Bodens veranlassen. Er überzieht sich mit einer braunen Decke, die vorzugsweise aus Flechten und Moosen besteht. Das Schwingelgras[28]) siedelt sich an und die trockenen Blüten des Ruhrkrautes[29]) und des Katzenpfötchens[30]) erheben sich auf grauen Stengeln. Vorzugsweise decken den Boden die haarigen Blätter des Habichtskrautes, dessen gelbe Blumen in Menge erscheinen, als wäre der Sand selber in Blüte geschossen. An anderen Stellen bilden die grauen Köpfe des Mäuseklees im Herbst einen weichen Flaum. Nachtkerze,

---

[19]) Melampyrum pratense. [20]) Stipa capillata. [21]) Galium verum und Daparine. [22]) Achillea millefolium. [23]) Thymus serpyllum. [24]) Orobanche. [25]) Adonis vernalis. [26]) Eryngium campestre u. E. planum. [27]) Weingaertneria canescens. [28]) Festuca ovina und F. glauca. [29]) Gnaphalium dioecum. [30]) Helichrysum arenarium.

Frauenflachs und Berufungskraut[31]) gesellen sich hinzu. Alle diese Pioniere der Vegetation sind mit besonderen Einrichtungen zum Kampf gegen die Dürre ausgerüstet.

Wir haben wiederholt bemerkt, wie ein stilles langsames Wandern unsere scheinbar festgewurzelte Pflanzenwelt durchzieht. Rücksichtslose Eindringlinge haben im letzten Jahrhundert sich eingefunden und drängen die einheimischen Bewohner beiseite. Ueberall auf den Höhen macht sich das vor etwa siebzig Jahren von Osten eingedrungene Frühlingskreuzkraut[32]) breit, in der Buschmühle und am Kleistturmwald droht das kleinblütige Springkraut alle lichtbedürftigen Gewächse zu ersticken. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts tauchte es in Deutschland auf und hatte schon einen langen Eroberungszug hinter sich, als es seine Heimat, das südliche Sibirien und die Mongolei, verließ. Die aus Nordamerika stammende Wasserpest[33]) ist längst in unseren Gewässern heimisch geworden (Pardaunel), seitdem sie vor rund neunzig Jahren zum ersten Male in Irland auftauchte. Das auf den Höhen weit verbreitete kanadische Berufungskraut ist schon seit dem 17. Jahrhundert in Deutschland eingeschleppt.

Andrerseits betrauert der Botaniker das Verschwinden seltener Pflanzen der Frankfurter Flora: der bunte Schachtelhalm[34]), die Mondraute[35]), der gelbe Fingerhut, der Waldmeister[36]), die Sumpf-Calla sind schon seit Jahren, zum Teil seit Jahrzehnten nicht mehr an ihren früheren Fundorten bei der Buschmühle und bei Tzschetzschnow beobachtet werden. Zum Teil haben sie der Kultur weichen müssen.

Bei der Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes konnten hier nur verhältnismäßig wenig Gewächse angeführt werden. Eine eingehendere Schilderung bietet meine 1886 erschienene Programmabhandlung „Zur Heimatkunde von Frankfurt a. O." auf Seite 18—24. Systematische Zusammenstellungen geben Huths „Flora von Frankfurt an der Oder und Umgegend", 3. Auflage 1909, sowie C. Karstaedts „Aufzeichnungen über seltene und weniger häufige Pflanzen von Frankfurt an der Oder usw." „Helios", 29. Band 1926, S. 55—69, sowie über das Naturschutzgebiet Buschmühle, ebenda S. 144—156.

---

[31]) Erigeron canadensis. [32]) Senecio vernalis. [33]) Helodea canadensis. [34]) Equisetum variegatum. [35]) Botrychium lunaria. [36]) Asperula odorata.

Frankfurter Vogelleben.

Von Gerhard Wohlfarth.

Unsere liebe Heimatstadt Frankfurt birgt schon in ihren Mauern, dank der vielen Gärten und Anlagen, die wie ein breites, grünes Band die Stadt mit der freien Natur verbinden, einen beachtlichen Vogelreichtum. Dort hängen und hüpfen im Geäst der Bäume Blaumeisen und Kohlmeisen und singen und geigen in schier unermüdlicher Frische den Frühling ein. Sumpf- und Schwanzmeise gesellen sich dazu, der Kleiber pfeift wie ein kecker Bub durch die Weite, daß Menschen sich entrüstet umdrehen können, und klettert mit Baumläufern wispernd an rissigen Stämmen empor, wo auch Kleinspecht und Wendehals hell um die Wette schreien. Dort, wo die Aeste sich breiten, schmettert der Buchfink sein Lied, klingelt der Grünfink, schwatzt Hausspätzlein und streitet sich wohl mit Meister Star, dem Spaßvogel, um eine Nisthöhle, daß man darüber die weiche Strophe des schönen Gartenrotschwanzes und das feine Pst des grauen Fliegenschnäppers überhören könnte. Von hohen Spitzen herab grüßt uns mit hartklirrender Stimme der gelbgrüne Girlitz und mit weichem Flötenpfiff der Pirol. Ueber den grünen Rasenplan rennt geduckt eine Schwarzdrossel (Amsel) und holt sich einen Wurm aus dem lockren Erdreich, und dicht am Boden huscht Zaunkönig durchs verworrene Gesträuch und Astgeflecht alter, knorriger Bäume. Aus den Büschen dringt die helle Fanfare der Mönchsgrasmücke zum Klappern der Zaungrasmücke und der süße, helle, gezogene Klang der vielgepriesenen Nachtigall.

Um den Turm der alten, stolzen Marienkirche kreisen Dohlen und Segler mit gellendem Schrei, dort zischt nachts noch die Schleiereule und im taufrischen Dämmer grüßt Hausrotschwanz als erster den werdenden Morgen.

Nach Osten wollen wir wandern, der Sonne entgegen, wo sich am Oderstrom die grünen Auen breiten. Dort jauchzt die Feldlerche, unweit der Stadt die Haubenlerche, Blaukehlchen steigt singend aus den Weiden, der Kuckuck ruft, rauh warnt die Dorngrasmücke, Fitis pfeift und lustig zalpt auf seiner Kalmusröhre der kleine Weidenlaubsänger. Auf einer Weidengerte wiegt sich der rußköpfige Rohrammer, während der Goldammer drüben am Feldwege seinen Schlag hämmert, und der Grauammer schnirrpst. Im Schlehenbusch sonnen sich Hänflinge und Feldspatzen im Schmuck des weißen Kragens, der ihren Vettern fehlt. Rauchschwalben jagen zwitschernd durch die freien Lüfte, auch Hausschwalben sind darunter, und drüben am Luderplatze schwelgen Nebel- und Saatkrähen, eine Elster sitzt dabei und schackert hell zum rauhen Gekrächze der Grau- und Schwarzröcke. Jetzt stiebt eine Krähe haßerfüllt auf, einen Sperber ins ferne Gehölz zu hetzen. Im Dornbusch hocken Raubwürger und rotrückige Würger, die Sperbergrasmücke balzt dort mit heller Stimme und das Braunkehlchen. Diebstelze und Bachstelze trippeln umher, die Wachtel fehlt noch nicht, ja selbst die Trappe ist wohl mal zu erspähen. Die Kornweihe wogt über die Felder, wo sich das Rebhuhn duckt, und sucht neben dem hochschwebenden Rüttelfalken nach einer unvorsichtigen Maus. Im Dämmerlichte ruft der Wachtelkönig seinen knarrenden Doppelschlag, schreit das harmlose Käuzchen, und dort, wo die Wiesen in sumpfiges Bruchland

übergehen, läßt sich auch das Tüpfelsumpfhuhn nachts vernehmen, vielleicht auch die Sumpfohreule. Im Sumpfland ists gar fein, da flöten Brachvögel und schreien wuchtelnde Kiebitze, da meckert hoch aus den Lüften stürzend die Bekassine, da schreiten Storch und Reiher und Kranich, wenn man Glück hat. Wiesenpieper fliegen hüpfend dahin, Wein- und Wacholderdrosseln lärmen und schwärmen zur Zugzeit, hier und dort ist ein Fasan zu spüren, und Scharen von Wasservögeln rasten namentlich im Frühjahr im überschwemmten Odertal. Neun Entenarten, allerlei Gänse, Säger, Taucher, Möwen, namentlich Lach- und Sturmmöwen, Seeschwalben, vor allem Trauerseeschwalben, kann man erspähen, Schwäne ziehen gelegentlich durchs Odertal und selbst unsere Könige, Fisch- und Seeadler. Ja, unendliche Schönheiten birgt unsere herrliche Ostmark! In steilen Hängen des Odertals wohnen Eisvögel und Uferschwalben, und an den sandigen und schlammigen Ufern trippeln namentlich zur Zugzeit Flußregenpfeifer und andere Regenpfeifer, Flußuferläufer, allerlei Wasserläufer und Strandläufer. In den Laub- und Mischwäldern auf beiden Ufern jubelt das Heer der Sänger. Da finden wir noch Waldschwirrvögel, namentlich dort, wo Buchen stehen, Trauerfliegenschnäpper, Spötter, Gartengrasmücken, Stieglitze, Kernbeißer, Gimpel, Turteltauben, Bunt- und Grünspechte, am Abend streicht die Waldschnepfe durch die Lichtungen, und im Winter kommen allerlei nordische Finkenvögel zu Gaste, Birken- und Erlenzeisige, Bergfinken, Berghänflinge, große östlich beheimatete Dompfaffen und Seidenschwänze.

Auf den Höhenzügen, wo der Kiefernwald aufragt, ists zumeist stiller. Dort kreist einsam der Bussard unter blauem Himmel, die Heidelerche dudelt, Misteldrossel und Singdrossel flöten und pfeifen hell und klar, der Häher kreischt im Dickicht, Blauracke turnt in den Lüften, ebenso der Baumpieper, und auf der kümmerlichen Heide und den sandigen Oedflächen wohnen Brachpieper, Steinschmätzer und Triel. Im dichten Tann wispern unsere Zwerge, die Goldhähnchen, in Gesellschaft von Tannen-, Hauben- und Weidenmeisen. Heckenbraunellen und Rotkehlchen leben dort verborgen, Ringel- und Hohltauber rufen, daß es weithin schallt, der Schwarzspecht belebt mit wundersamen Klängen den Bergwald, wo verborgen der Habicht horstet, Wander- und Baumfalk, und im Bereich der stillen, blauen Seen unserer herrlichen Mark kreisen stolz erhaben der schwarzbraune Milan und Gabelweih. Nachts aber klingt der Wald auf vom Ruf der Waldohreule, des Waldkauzes und dem Schnurren des Ziegenmelkers. Dort aber, wo ebene Seen von breitem Rohrwald umgürtet im sandigen Hochland einsam träumen, rufen noch große und kleine Rohrdommel, Bläß- und Teichhuhn, Enten, Taucher, Rallen, Schwirl, Wiedehopf und allerlei Rohrsänger, von denen der Drosselrohrsänger mit seinem karrekarrekiet am häufigsten unser Ohr erfreut.

So könnte ich noch stundenlang erzählen von den Brut- und Zugvögeln (über 200 Arten), die hier zu erspähen sind. Doch besser, wer daran Freude hat, kommt mit hinaus und holt mich mal ab zum Wandern; ich bin für ihn bereit und will ihm Führer sein.





Kreuzabnahme.



Im Strom und Strudel.

In der prächtigen Ostersonne glänzte das hohe Dach von St. Nikolai; der Strom, der nicht so recht zu ihm, sondern zu dem benachbarten doppeltürmigen Gotteshause gehört, rauscht in gewaltigerer Bahn als sonst. Ueber ihm ziehen in seiner Richtung dunkle Rauchschwaden; denn der geschäftige Schiffer hat zwar alle Wimpel aufgesetzt, kennt aber auch heute keine Ruhe. Ueber dem aufgewirbelten Wasser kreisen schlanke Möwen, die zu erzählen scheinen, daß die schlummernde Stadt einst auch ihre Farben auf der hohen See zeigte.

Feiertäglich gekleidete Menschen säumen den Strom auf dem hohen Damm ein, der ihn vom Winterhafen trennt. Ein kühnes Faltbootpärchen trägt eben sein schwankes Fahrzeug aus dem Strom herauf und verstaut es kunstgerecht für die Landreise. Ungefährdet ist es durch die Strudel gekommen, die hier an jetzt unter dem Wasser liegenden Buhnen ihr gefährliches Spiel treiben. Da glänzt mir etwas Blankes entgegen. Es ist eine offene kleine Dose, die von Wirbel zu Wirbel treibt, oft mit ihrem offenen Ende bedenklich tief taucht, aber nicht gefüllt wird, sondern zielbewußt den Kampf mit den Strudeln aufnimmt und dem breiten Fahrwasser zusteuert. Noch kann sie nicht dem zwischen zwei Buhnen unaufhörlich kreisenden Rückstau entgehen. Ja, einmal ist er so stark, daß sie fast an den Strand geworfen wird. Da müßte sie elend verrosten und würde auf den viel begangenen Fischerpfaden zertreten werden. Ich kann jetzt in sie hineinsehen. Schuhwichse hat sie gefüllt, und die öligen Innenwände schützen sie anscheinend vor dem Vollaufen. Sie will nicht auf dem Boden des Flusses zwischen Muscheln und Geröll ihre Auflösung erleben. Sie ist so glänzend außen, wenn auch ganz schwarz innen, so ganz unverbeult, vielleicht noch gut genug, wieder eine Fahrt auf einem der schmucken Kähne zu machen, stromauf und stromab, wie sie es bis vor kurzem in der Kambüse des Schifferknechtes tat, der sie so achtlos über Bord gehen ließ, und doch hatte sie dem Fahrensmann die Schuhe so blank gemacht, wenn er in Stettin oder Breslau zum Tanze ging. Zu ihm kann sie nicht mehr zurück, aber auf der Zille gab es ja auch eine Frau, die Blumen und Grünzeug betreute. Dort einen sicheren Unterschlupf zu finden, das wäre ein Ziel. Aber sie müßte dann doch wohl eine Wandlung durchmachen. Die Schiffseignerin würde sie zunächst auch innerlich blank machen. Den Schmerz würde sie ertragen und auch nicht klagen, wenn die Frau sie wieder mit etwas Schwarzem anfüllte. Es wäre ja etwas von der Mutter Erde, aus deren Schoß sie selbst hervorging. Und dann trüge sie etwas Grünes in sich und sei es auch nur die prosaische Petersilie! So träumt die Dose von einer herrlichen Zukunft, doch nur so lange, bis sie von neuem in die tückischen Strudel gerät, die ihre Todfeinde sind. In schnellster kreisender Drehung versucht es ein besonders kräftiger Wirbel, diesem eitlen Ding durch einfaches Ersäufen ein Ende zu machen. Schwamm die Dose im Rückstau schön aufrecht und fing die strahlende Ostersonne in sich auf, jetzt legt sie sich auf die Seite, schon leckt eine vorwitzige Welle an ihrem Rande. Nein, sie will nicht im Strom verkommen, sie will auf ihm und von ihm leben und ein nützliches Ding auf lange unter

den Menschen sein, die er trägt. Hoch den Kopf also und keinen Todestrunk von dem Strom, der ihr dienen und sie nicht verderben soll. Ein neuer Wirbel nimmt sie auf, und doch wie nahe ist die ruhige Strombahn. Auch ihm entgeht sie und, o Wunder! Der zur Ruhe kommende Schädling trägt sie jetzt selbst der großen Welle zu, die die Oder in wörtlichstem Sinne ist. Gerettet! Und nun nur noch ein Glücksfall. Mag Skipperke, der wachsame Schiffshund, sie anbellen. Wenn nur der Sohn der blonden Frau dort auf der Zille auf sie aufmerksam wird und sie mit einem der leichten langen Ruder aufentert. Dann wäre das Glück voll!

Ist nicht die Dose ein Sinnbild für alle die, die schuldlos oder schuldvoll von den Menschen in den Staub getreten in sich das Bewußtsein haben, doch noch Eigenwert zu besitzen, der zur Geltung käme, wenn sich nur die rechte schützende Hand fände? Max Pohlandt.

Lebuser Sprachklang.

De dri Fulen.

Ees woar een Kenich, de hadde dri Junges, un doa jaf et keenen Ungerschid, eenen hadde he so jerne as'n annern. Awerst he kratzte sich 'n Kopp, wil he ne wußte, wer sich up sinen Stuhl noa sinen Dode setten sulle. As nu sine Stunde koam, let he se an sin Bedde treden un säde: „Junges, ik hebbe mi wat beschloapen, det will ik ju vertellen. Weten ji wat: de Fulste van ju sall den Thron hebben!"

Doa säde de Aelste: „Voader, denn bin ik dran! Ik bin so ful, wenn ik in't Bedde ligge un een Droppe will mi in de Oogen fallen, denn moak ik se ne tu, det ik man bloß schloapen künne."

De zweete drängelte sich vör un meende: „Voader, ik mutt den Thron hebben. Denn weten Ji, wie ful as ik bin? Wenn ik an'n Kamin sitte, um mi uptowärmen, denn loat ik mi liwer de Hacken verbrennen, as det ik de Poten turügge nehmen due."

Nu koam de dridde an de Rihe. „Voader", so säde he, „mi mueten Ji tum Kenich moaken; denn äwer mine Fulhet jeht nischt. Wenn mi Meester Hans bi't Schlafittjen hedde un ik all 'n Strick ümme'n Hals spürde, forts däde ik den Kärel turügge stoten, wenn he mi amende een Metz jewen wulle, det ik 'n Strick dörchschniden künne. Ik wulle ehre dörch 'n Hanf springen, as eenen Finger noa't Metz krumm moaken."

As det de Kenich vernoam, woar he ut alle Verlejenhet: „Du hest de annern utjestoaken, du sast den Thron hebben!"

Dem Märchen der Brüder Grimm von den drei Faulen lebusisch nacherzählt.

Deutsche Landnahmezeit.

Von Friedrich Schilling.

Das Vorspiel.

Teufelszwirn und wilder Rosendorn umstricken den Schloßberg über Lebus und verbergen unter sich Blutspur und zersplitterte Waffen jener Wochen, in denen sich der Faden deutscher Zukunft in unserm Odertal anspann.

Wir wissen nicht, was dem thüringischen Landgrafen Ludwig IV., der einige Zeit die Lausitz vormundschaftlich verwaltete, im Jahre 1225 Anlaß gab, mit einem Heer das Tal der Müllroser Senke, der Grenze zwischen Lausitz und Lebus, zu queren und im Schutz des noch heut dicht und dunkel bewaldeten Lebuser Südhangs in unser Land einzufallen. Die Lebuser Bauern waren eben mit der Heumahd fertig, die weiße Erntesonne stach auf die armen Hafer= und Hirsebeete und den Mohn nieder, kaum ein Windhauch rührte die reifen Wildgräser am Oderhang. Dumpfer Modderstank der halb ausgedörrten Lanken schwelte über den Kuhwiesen. Der polnische Kastellan auf dem Schloßberg, Boguschko, Radslaw, Janik oder wie er nun hieß, wir wissen es nicht, war der einzige Mann vom Staat, der gerade am Platze war. Da hielt plötzlich Ludwigs lanzenschimmernde Schar im Panzerhemd unter dem Berg. Keine Hilfe für die Gefährdeten hinter den Pallisaden! Der bärtige Herzog Heinrich von Schlesien, der das Land erst vor einigen Jahren seinem polnischen Oheim Wladislaw abgekämpft hatte und seitdem der eigentliche Landesherr war, hatte die Burg Lebus und den Schutz des Landes einstweilen noch dem polnischen Alten überlassen. Zudem lag er jetzt vor Krakau zu Felde und war für die Belagerten unerreichbar. Wladislaw aber, der polnische Herzog, weilte weit hinter den Wäldern der Kastellanei Zantoch, und selbst der gute Bischof Lorenz, der gewiß wenigstens zu vermitteln versucht hätte, er war nicht in Lebus und lag mit seinem Freund, dem Herzog Heinrich, zu Felde. Ganz auf sich gestellt hielten die Wenigen auf dem Berge dem Landgrafen stand. Bis ihnen in den sengenden Tagen das Wasser versiegte und sie den letzten Knubben Brot aßen. Keine Hoffnung auf nächtlich zugetragene Speise oder Trank, war doch auch im Tal bei den Fischern und Kuhbauern das Wasser vom stechenden Sommer ganz stinkend und die Hirse und der frische Hafer standen noch in letzter Reife auf dem Halm. Da brach denen auf dem Berg hinter den Pallisaden der Mut. Der Landgraf zog ein. Das war am Tage Mariä Himmelfahrt. Am 16. August, den Sonnabend nach Laurentius, gab es drei Tage ritterliches Spiel am Schwenz unter dem Burgberg, wo sich heute der Amtsgarten mit seinen Baumriesen breitet.

Ein kurzer Schimmer von deutscher Ritterfreude, Vorboten nur waren diese Tage. Wie ein Abenteuer verklangen Lanzenklirren und Horn, denn am Montag, den dritten Tag, zog Ludwig von dannen, kaum daß er sich der Herrschaft hier für künftig versichern konnte.

Der bärtige Herzog Heinrich.

Als vor Krakau bei Herzog Heinrich und dem Bischof Lorenz die Boten eintrafen, der westlichste Schloßberg des schlesischen Herzogtums sei erstürmt

worden von den Deutschen, weil der polnische Herzog nicht Hilfe gebracht habe, der Landgraf sei indes gleichwohl bereits wieder abgezogen, da erschien dem Herzog und seinem einstigen Kanzler, dem Bischof Lorenz II. von Lebus, das alles gar nicht als ein schnell verklingendes Abenteuer. Nun lag es ja klar zu Tage: wie Ludwig, der Landgraf, vorfühlend und gleichsam spielerisch eben die Grenze überrannt hatte, so würden nun die andern Westmächte, die jungen Markgrafen von Brandenburg Johann und Otto, die gerade in diesem Jahr mündig geworden waren und eben selbst den Markgrafenstuhl bestiegen hatten, dazu der Erzbischof von Magdeburg über die Lebuser Grenzen ostwärts und gegen das Westportal des schlesischen Reiches rennen. Wie richtig war es, daß man schon vor Jahren dem polnischen Oheim das Lebuser Land abgezwungen hatte. So erwogen sie vor Krakau, und in der Lombardei trat Ludwig das eben eroberte Lebus dem Magdeburger Erzbischof ab unter der Zeugenschaft von Kaiser und Reichsheer.

Jetzt galt es für Heinrich ganze Arbeit. Hier war nur ein Weg, der vor dem Verlust des Landes bewahrte: Besetzung der Grenzen, gegen Brandenburg vor allem, mit waffenstarker Bauernmannschaft. So hatte man es in den Wäldern an der Grenze gegen Böhmen hin um Zuckmantel gemacht, so mußte es auch in den Lebuser Wäldern gegen Westen geschehen. Deutsche Bauern mußten dorthin geschickt werden, wie sie seit Jahrzehnten nach Schlesien eingeströmt waren. Sie sollten den Wald roden und Dörfer bauen und zu Heeresaufgebot nur verpflichtet sein, wenn feindlicher Einfall die Heimat bedrohte. Heinrich, der Herzog, und Bischof Lorenz waren einmütig wie stets in den vierundzwanzig Jahren, seit sie zusammen wirkten. Ihre Entschlüsse standen fest.

Alsbald nach der Rückkehr von Krakau wurden die nötigsten Aufträge erteilt. Die schlesischen Klöster Leubus und Trebnitz, die Augustinermönche in Naumburg am Bober erhielten gewaltige Landschenkungen um Müncheberg herum, zumeist Urwaldland, mit dem Recht, es roden zu lassen und in dörflicher und städtischer Siedlung mit Deutschen zu besetzen. So waren bereits 1226, noch ehe im Frühjahr vom Riesengebirge der letzte Schnee mit Hochwasser zu Tal ging, 65 000 Morgen für deutsche Siedlung bereitgestellt. Schon zogen von Schlesien herab, an der eben auch im Bau begriffenen deutschen Stadt Krossen vorbei, Oder abwärts deutsche Bauernrotten an, unter ihnen der künftige Siedlungsunternehmer und Schultheiß von Müncheberg mit seinen beiden Jungens, Heinrich und Daniel.

Mit Karren und Kisten, Hausrat und Werkzeug ging es bei dem forbischen Fischerdorf im Tal zwischen Tzschetzschnow und Alt-Kliestow durch die Furt. Nicht alle zogen mit bis an die Grenze von Schlesien gegen Brandenburg. Einige blieben an der Furt und in dem lockenden Tal zurück, das bei ihr von Sonnenuntergang her zur Oder herabfällt, der Klinge. Der alte Herr van Herzberg mit seinen Leuten, darunter dem Sohn Godeke, und einigen Bauern und Handwerkern war es. Er hatte mit Herzog Heinrich, was not war, besprochen. Einen Grundstock wenigstens von Siedlung wollte er hier legen, der mit wachsendem Verkehr und Zuzug künftig ausgebaut werden konnte. Die ersten deutschen Väter auf Frankfurter Scholle. Es war im Frühjahr 1226 nach dem Hochwasser, als sie durch die Furt kamen.

Das Knarren der holpernden Karren auf schlechten Wegen wurde leiser. Bald klangen drüben gegen Abend an der Grenze gegen Brandenburg die Aexte. Die Rodebrände schwelten.

Bischof Lorenz, der Gute.

Seit man ihn in politischer Umwelt kannte, schon 1201, als eben der junge Heinrich den schlesischen Herzogstuhl bestiegen und den Breslauer Domherrn, einen Polen in vollen Jahren, zu seinem Kanzler erwählt hatte, war Lorenz die wohlmeinende, hilfsbereite Seele wie nun, da unser Land ihn schon mehr als zwanzig Jahre als Bischof über sich hatte. Wo er konnte, hob er seine fördernde Hand auf. War ein junger Geistlicher aus dem östlichen Polen nach Schlesien eingewandert, mit flinker Hand in Schreibgeschäften und beweglich für alle Botenritte, schon sprach Lorenz, der Kanzler, klug und menschenkundig in beiläufigen Bemerkungen dem Herzog davon, eine wie starke junge Kraft hier des rechten Amtes in der schlesischen Politik harre. Und siehe, als Lorenz durch das Domkapitel zum Bischof von Lebus erwählt wurde, ward jener Schützling schlesischer Kanzler. Hatte jemand ein politisches Anliegen beim Herzog, fast ohne Aussicht auf Erhörung, schon eilte der gute Bischof, um mit seiner Fürsprache bei dem strengen bärtigen Herzog den Weg zu bahnen.

Nun waren die Rodungen und deutschen Siedlungen im Lande Lebus Heinrichs Sorge für einige Jahre, und siehe, auch hier waltete der Bischof des jungen Wachstums mit schützender Hand. Schon als die ersten Siedlerzüge noch auf dem Wege zu ihrer künftigen Heimat waren, hatte Lorenz, der gute Bischof, alle Steuern erlassen, die der Kirche auf den neu ausgegebenen 65 000 Morgen zustanden, und so blieb ihm auch hier nichts zu tun übrig. Es war nicht seine Weise / und sein kleines Bistum wäre doch gerade Anlaß gewesen, auf Mehrung und ängstliches Hüten der kirchlichen Rechte und Einkünfte auszugehen / seinem geistlichen Amt nach päpstlichem Vorbild fürstbischöfliche Ziele zu setzen wie sein geistlicher Bruder, der gewaltige Lorenz von Breslau. Der sah lieber die deutschen Siedler die neue Scholle wieder verlassen, ehe er auch nur einen Deut der bischöflichen Steuerrechte aufgab. Der gute Lorenz von Lebus jedoch war überhaupt ein Bischof, der der Welt gab, was der Welt war. Er gehörte noch zu der altpolnischen Partei der beweibten Bischöfe und nannte den unter den Zeitgenossen berühmten Magister Przibislaw seinen Sohn. Ging der bärtige



Herzog auf Eroberungszüge, nach Krakau, nach Preußen, gegen Pommern, so war Bischof Lorenz dabei. Brauchten Siedler Hilfe, er wußte auch die Domherren zu gewinnen und kargte nicht mit Steuerverzichten. So war seine hilfreiche Hand auch über den Anfängen deutschen Bauerntums im Lebuser Land, mag auch der Gedanke an das gute Werk, das man damit den klösterlichen Unternehmern in Leubus und Trebnitz tat, manchen Antrieb gegeben haben. Er, der Pole und Freund Heinrichs des Bärtigen, ist mit Dank eingeschrieben im Buch der deutschen Landnahme im Osten.

Die van Herzberg.

Wohl mag auch auf den deutschen Anfängen in Frankfurt, im Süden von den sorbischen Fischerhütten, sein Auge wohlmeinend geruht haben, wenn er des Weges von Schlesien kam und in langen Zwischenräumen einmal in seinem Bistum nach der geistlichen Ordnung sah.

Frische Schößlinge eines bescheidenen deutschen Wirtschaftslebens reckten sich aus dem Boden, den die Siedlung der Wenden von „Bród“ frei ließ, wie der Wohnplatz an der Furt in ihrer Sprache geheißen haben mag. Im Vergleich zu der deutschen Handelsniederlassung im slawischen Breslau war es freilich ein ansehnliches Gespinst von Siedlung, das der alte van Herzberg in kurzer Zeit hier zustande brachte.

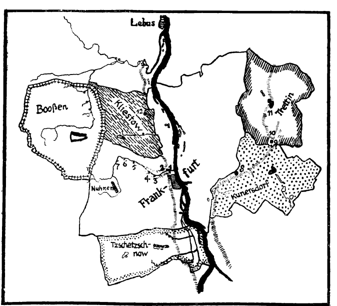
Dort, wo sich das Höhenvorland zu der tieferen Lage des Kieses in langsam gleitendem Abfall hinabsenkt und eben dadurch eine besonders günstige Einfahrt in die Furtstelle bot, errichtete man in Blockbau und Fachwerkweise die kleinen bäuerlich gleichmäßigen Häuschen, neben ihnen, wie das in Neumarkt und Breslau auch gewesen war, das Markthaus, und in der Raummitte des Handelsplatzes die geistliche Mitte dieser deutschen Gemeinde: das Kirchlein des hl. Nikolaus, als Holzbau natürlich, wie das selbst für die Breslauer und Lebuser Domkirche selbstverständlich war. Nur der Hof derer van Herzberg und ein paar Mühlen, die ja vom Wasser abhängig waren, lagen abseits von der nicht eben hoch gelegenen Hauptsiedlung. Gleich bei der nächsten Anstiegstelle am untersten Lauf des Wassers, dessen Tal die Leute in ihrer finnlich-lebhaften Sprachvorstellung nach dem Getön des Wassers Klinge nannten, saß der alte van Herzberg, der Schultheiß der Gemeinde, und seine Familie. Es war ein starkes Leben auf diesem Hof, denn der Aelteste, Godekin, war bei vollen Jahren und ging dem Vater in der eigenen Landwirtschaft mit zwei tüchtigen Bauernarmen zur Seite, so daß auch hierin der Schulzenhof das erste Gehöft war unter denen in der Gemeinde, die Acker bestellten, und das waren zunächst noch die meisten, solange der Handel nur spärlich ging. Hatte der junge Ackerboden erst ein, zwei Winter in großer Scholle der Kälte offen gelegen, konnte man bald eine gute Garbe auf die Tenne bringen. Man ging darum, kaum daß Gehöfte, Markthaus und Kirche standen, an das Bauen von Mühlen, denen das Wasser des Baches in der Klinge gute Kraft gab. Auch hier gingen die van Herzberg voran, zumal es altes Schulzenvorrecht war, Mühlen zu bauen. Der Mühlgraben, dessen Damm wir im westlichen Poetensteig betreten und auf dessen Wasser das Pfingstlaub der Birken ein seltsam grünes Gold wirft, er ist es, den der alte van Herzberg in jenen Wochen baute, um der Mühle hinter seinem Hof oberschlächtig das nötige Wasser zuzuführen, hatte er sie doch gar auf mehrere Mahlgänge eingerichtet. Wie ein Vorzeichen unserer Tage ist das, in denen allein noch die Turbinen von Reinmanns Mälzerei ihre Kraft aus dem Klingebach ziehen! Gleich oberhalb des Stauteiches, aus

dem der Graben kam, erhob sich die zweite Schulzenmühle, die nun unter dem Namen Milchmühle ihren Nachhall hat. Schon diese Mühle indessen konnte nur e i n e n Mahlgang haben und doch nahm der Bedarf an Mühlenkraft von Sommer zu Sommer zu. Da entschloß sich der alte Schultheiß alsbald, dem Müller Heinrich den Bau einer dritten Mühle zu erlauben.

Späne von der Arbeit der Zimmerleute, junge Saat auf den Feldern, eine und andere Schale von Salz- und Heringshändlern, die mit aufgesteckten Segeln von Kolberg herauf kamen und an der Furt anlegten, — das alles sah der gute Bischof Lorenz, wenn er des Weges von Schlesien kam und in langen Zwischenräumen einmal in seinem Bistum nach der geistlichen Ordnung sah. Stolz gingen dann der alte Schultheiß und Godin, sein Sohn, mit ihm, dem Polen, durch die neu erstandene Siedlung. Dankbare Gesinnung bei den Siedlern fand der alte Bischof: auch hier kam es ihm für ein paar Jahre auf einen Ausfall der Kirchensteuer nicht an.

Johann, der neue Markgraf.

Wie weit lag nun jene deutsche Morgenfrühe über der Frankfurter Flur schon zurück. Ein halbes Menschenalter war Lorenz, der gute Bischof, tot. Heinrich, der alte Herzog mit dem Bart, und der alte Schultheiß von Herzberg



1. Schulzenhof. 2. Erste Schulzenmühle. 3. Zweite Schulzenmühle. 4. Heinrichsmühle.

hatten ihn nicht lange überlebt und den jungen schlesischen Herzog Heinrich hatten 1241 die Tataren bei Liegnitz erschlagen. Wilbrand, der Erzbischof von Magdeburg, und die brandenburgischen Markgrafen hatten vor Lebus zu Felde gelegen, nun hatte der neue schlesische Herr, der gewalttätige, aber ziellose Boleslaw, das ganze Land Lebus für ein Butterbrot an die westlichen Nachbarn abgetreten. Nun wehte wieder frischer Wind über die Leute an der Oderfurt, diesmal von Westen. Godin, der junge Schultheiß, war 1253, kurz vor der Sommerernte, in Spandau gewesen und hatte von Johann, seinem neuen Herrn, eine große Aufgabe gestellt bekommen. Die Wirtschaftsanfänge an der Furt sollten durch Anlegen einer planmäßigen Stadt weitergeführt werden. Buschwald mußte südlich von der alten Siedlung gerodet, Baugelände ausgetan, die Feldmark neu vermessen werden. Godin, der junge Schultheiß, war der Herkunft aus Herzog Heinrichs des Alten Zeit und seines Vaters, des alten van Herzberg, würdig. Sichtfeuer flammten gegen Mitternacht, gegen Morgen, gegen Mittag und Abend, Meßketten schleiften die Handwerker durch die Flur, wieder klangen die Aexte und schwelte der Brand, der die Grasnarbe sengte und neuem Saatwurf Raum machte.

Was Johann, der neue Markgraf, aufgetragen hatte, empfing von Godins, des jungen Schulzen Hand, Gestalt. Er warf den Plan der neuen Stadt aufs Pergament und ihrer Umwallung mit Erdschüttung und Hagen. Sein Hirn schuf das Netz der Altstadt, durch die wir noch heute unsern Weg nehmen. Seine Stimme scholl auf der Höhe, wo geeignete Wege anzulegen, die vermessene Feldmark in Gewanne zu zerlegen und die Gewanne wieder in die fünfzig, sechzig und neunzig Anteile auszulosen waren, die die einzelnen Gehöfte an der Feldmark hatten. Noch Friedrichs des Großen Zeit sah diese Verfassung unserer Flur, wie Godin van Herzberg sie geschaffen hatte. So waren Stadtgrundriß und Flurbild über ein halbes Jahrtausend hin sichtbare Zeichen, wie der junge Schultheiß den Anftrag erfüllte, den ihm Johann, der neue Markgraf, in Spandau anvertraut hatte. Auf der Flur sind die Spuren seiner Arbeit verwischt, das steinerne Bild der Stadtanlage wird stehen, solange die Erde Frankfurt an der Oder trägt. Geht auch der Enkel unwissend täglich über die Spuren dieser Arbeit der deutschen Landnahmemänner, trägt auch kein Fleck des neuen, großen Frankfurter Siedlungsbildes den Namen Godins van Herzberg, des jungen Schulzen, in die künftigen Geschlechter hinüber, die Wissenden gedenken der beiden Gestalten, mit denen das Buch der deutschen Landnahme in Frankfurt schließt: Johanns, des neuen Markgrafen, und seines Baumeisters Godin van Herzberg.

Dreizehnhundert.

Zu der Zeit, als Ludwig, den sie den Baiern nannten, Kaiser von Rom und König der Deutschen war und Eckehart, der hohe Meister, zu Köln predigte, starb Waldemar, der Markgraf.

Der Kaiser nahm das Lehen der Mark an sich und gab es seinen Söhnen, Ludwig dem Aelteren und dem andern Ludwig, der zu Rom geboren war und den sie darum den Römer nannten.

Etliche in der Mark Brandenburg, beides, Pfaffen und Bürger, weigerten den neuen Herren den Gehorsam um des willen, daß sie samt ihrem Vater, dem Kaiser, in den Bannfluch geraten waren. Etliche aber, beides, Pfaffen und Bürger, gehorsamten den bairischen Markgrafen.

Da sprang der Riß zwischen Welfen und Waiblingern vom Reich in die Mark hinein und war ein wildes Geschrei und Getümmel der feindlichen Knäuel, beides: von Kaiser und Papst, Bischöfen und Markgrafen, Pfaffen, Bürgern und Bauern, Männern und Weibern.

+

Einst bei blauem Himmel und Lämmerwölkchen über dem Oderland, in einer Zeit der Ruhe und des Friedens / so sagte der Bischof / stand die Domkirche des Bistums Lebus in Göritz, nicht weit von Frankfurt, beinahe auf freiem Felde. Da kamen die Bürger von Frankfurt und verwüsteten sie gänzlich und zerstörten sie bis auf den Grund. Daraus entstand Krieg und Streit zwischen den Bürgern von Frankfurt und den Bischöfen und Domherren von Lebus und man stritt lange vor dem Heiligen Vater.

+

Im Jahre des Heils 1326, am 22. Februar, den Sonnabend vor Okuli, drangen heidnische Litauer auf Anstiften des Polenkönigs Lokyst / so sagte der Bischof / bis Frankfurt vor und schleppten zahllose Menschen, vorzüglich kräftige junge Männer, dazu Frauen und Mädchen gefangen mit sich, an denen sie schändliche Greuel verübten. Aber sie schlugen auch Kinder und alte Leute tot, samt allem, was Widerstand wagte. Indes wurden sie von den Bürgern von Frankfurt verfolgt und etwa fünfzig von ihnen in der Kirche eines Dorfes nahe bei Frankfurt eingeschlossen und verbrannt.

+

Das hat uns der ehrwürdigste Vater in Christo, Herr Bischof STEPHAN von Lebus getan / so sagten die Bürger. Er hat die Heiden gerufen, uns und unserm Herrn Ludwig zu Schande und Schaden. Die Bürger von Frankfurt nahmen die Waffen, versammelten sich und zogen ins Land.

+

Klemens VI., Knecht aller Knechte des Allmächtigen, von Gottes Erbarmen Bischof von Rom.

Ich entbiete Heil dem ehrwürdigen Bruder, dem Bischof, und den geliebten Söhnen in Christo, den Domherren von Lebus.

An uns gelangte eure Bittschrift, in der ihr uns folgendes vortragt: Längst sind zwanzig Jahre ins Land gegangen, seit Ritter Henrik von Wulkow, Vogt im Lande Lebus, Gefolgsmann von Ludwig dem Jüngeren von Baiern, der sich als Markgrafen von Brandenburg aufspielt, ein Heer aus Ludwigs Getreuen zusammenbrachte. Er zerstörte bis in den Grund mit verbrecherischer Kühnheit das Dorf Göritz, wo damals Bischofstuhl und Domkirche des Bistums Lebus standen, und brach alle eure und anderer Geistlichen Häuser. Danach verging eine kleine Zeit, bis die Domkirche, in der kein Geistlicher mehr waltete, durch Feuers Brunst in Asche sank. So waret ihr und andere Kirchenmänner gezwungen von euerm eignen Grund zu fliehen und mußtet seitdem im Elend sein. In Göritz aber, dem Dorf, wo Dom und Bischofstuhl von Lebus gestanden hatten, wohnte niemand mehr, wie berichtet wird, und es ward zu Feld und Acker, auf dem der Bauer Saatkorn wirft.

Nun wollen wir euch, so viel Gott gibt, unsern förderlichen Rat leihen und eurer ergebenen Bitte willfahren. Wir erlauben euch aus apostolischer Macht mit dieser Urkunde, den Lebuser Bischofstuhl und Dom an einen andern geeigneten Ort im Bistum zu verlegen und diesen Ort selbst nach Verlegung des Bischofsitzes zur Stadt zu erheben, jedoch eines jeden Dritten Rechte ohne Schaden. Gegeben Avignon am 2. September 1346, unsers Papsttums im fünften Jahre. +

Als aber der alte Kaiser Ludwig tot war, gedachte sein Gegenkaiser Karl seines Zieles. Er wollte nun die jungen Füchse, Ludwig und Ludwig seinen Bruder, im Bau ausheben. In Frankfurt, der Stadt seiner Getreuesten, schloß er des alten Kaisers Sohn, den älteren Markgrafen Ludwig ein, belagerte ihn fünf Tage und Nächte, aber siehe, er erreichte nichts. Erst hatte Ludwig von der Mauer herab zusehen müssen, wie Karl, der neue Kaiser, seinem Waldemarschwindel mit dem alten Müller Rehbock die Krone aufsetzte und den elenden Mann im Anblick der Belagerten im Zeltlager an der Kartause zum Kurfürsten ausrief. Nun mußte Karl zusehen, wie Ludwig sich in seiner Würde und Macht mit dem Beistand der Bürger behauptete, und trotz der vielen Herzöge und Fürsten, die mit ihm waren, schimpflich und unverrichteter Sache von dannen ziehen.

+

WIR Ludwig, von Gottes Gnaden Markgraf zu Brandenburg und der Lausitz, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Baiern und Kärnten, Erzkämmerer des heiligen römischen Reiches, allen Getreuen unsern Gruß und folgendes zur Kunde.

Unsere geliebten Getreuen, die Ratsherrn und Bürger der Stadt Frankenvorde haben mehr als unsere übrigen Untertanen in der Mark Brandenburg uns und unserm lieben Bruder, dem Fürsten Ludwig dem Römer, in der Zeit der Not lautere und unerschütterliche Treue gehalten und sich mit aller ihrer Habe unter schweren Ausgaben gegen den Ansturm des Königs von Böhmen und der Herzöge von Sachsen und ihrer Verbündeten in dem freventlichen Schwindel mit dem falschen Waldemar zur Unterstützung unseres wahren Rechts und unserer Ehre männlich und opferwillig zur Wehr gesetzt. Den Fußstapfen dieser treuen und tapferen Ratsherrn und Bürger sind viele unserer andern Städte und Untertanen in der Mark gefolgt und diesem Vorbild in den Wirren des Waldemarschwindels treu geblieben. So haben wir denn aus innerster Zuneigung zu den Ratsherren, wie sie es verdienen, und zu Bürgern und Stadt, denen vor anderen hohes Lob und Ehre gebührt, wohlweislich und nach reiflichem Rat mit unsern Getreuen, und damit besonderem Verdienst besonderer Lohn werde, den Ratsherren und allen Bürgern der Stadt Frankenvorde mit dieser Urkunde auf ewig Freiheit von der jährlichen Steuer verliehen, die in der Landessprache Urbede heißt. Zum Zeugnis dafür haben wir diese Urkunde mit unserm Siegel bekräftigen lassen.

Zeugen sind der erlauchte Fürst Ludwig der Römer, unser Bruder / der edle Herr Günther von Schwarzburg und die tapferen Männer / Berengar Hale, unser Marschall / Johann von Husen, Kämmerer / und andere glaubwürdige Männer.

Verhandelt im Rathaus der Stadt Frankenvorde, ausgestellt in Fürstenwalde 1348 am 23. November.

+

Den Hochwürdigen Vätern in Christo, von Gottes Erbarmen Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Magdeburg und Gnesen, den Bischöfen von Bamberg, Eichstädt, Regensburg, Freising, Passau, Trient, Chur, Brixen, Merseburg, Naumburg, Schwerin, Lebus, Ratzeburg, Schleswig, Verden, Posen, Breslau, Kamin, Worms und allen Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten päpstlichen Gehorsams sonst, dazu dem Pfarrer Wernher von Krossen, im Bistum Breslau, entbieten wir, Bischof Guaffred, päpstlicher Vollstrecker, Heil und das Gebot, unserm oder vielmehr des Papstes Willen fest gehorsam zu sein.



Hl. Adalbert.

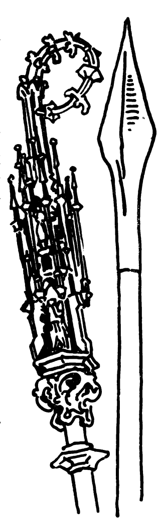


Den Vollstreckungsbrief des Allerheiligsten, des allerheiligsten Vaters und Herrn in Christo, des Papstes Klemens VI., empfingen wir mit Ehrfurcht aus den Händen des Lebuser Domscholasten, des Herrn Nikolaus, nach der Sitte der römischen Kurie mit einem Siegel an hänfener Schnur, ohne Fehler und allen Verdacht der Fälschung. Aus der Macht jenes Briefes verkünden wir den Kirchenbann gegen LUDWIG VON BAIERN, der sich als Markgrafen von Brandenburg ausgibt, gegen seine Grafen und Ritter und seinen obersten Notar WILHELM VON ROCHOW. Wir schließen weiter aus von den Segnungen der heiligen allgemeinen Kirche und tun in den Bann

WILLEKIN MUROW,
PETZO, DEN LÖWEN,
VOLKMAR VON SAGAN und
HERMANN WALE,
JOHANNES BAUMGARTEN,
WILHELM LANDSBERG,
NIKOLAUS HOKEMANN,
KONRAD HOKEMANN und
HENRIK HOKEMANN.

Wir tun in den Bann

JOHANNES und HENNING
VON LICHTENBERG,
LAURENTIUS BAIER und
JOHANNES BAIER.
BARTHOLOMÄUS HALWEPAP,
WINAND LIST,
HENRIK ANGERMUNDE,
JOHANNES PETERSDORF,
TILO LIST,
BETE WALE,
JOHANNES EKMANN,
JOHANNES VON LIST,
JOHANNES VON JESAR



und alle Bürger, Männer wie Weiber, in der Stadt Franken-vorde und die gesamte Stadtgemeinde.

Alle aber, die seit dem Weihnachtsheiligabend des Jahres 1338 unrechten Priestern und Schändern des göttlichen Heiltums gebeichtet haben, sie alle sollen sein und gewesen sein ohne alle Absolution, sondern sollen zu ihrem Fluch und Verderben das göttliche Wort gehört und Buße getan und alle Sakramente empfangen haben.

Wir fordern weiter auf und ermahnen, wie es Kirchenrecht gebietet, den Herrn Ludwig und die Ratsherrn, Schöffen, Handwerksmeister und die ganze Bürgergemeinde in Frankenvorde, die unheiligen Priester zu verjagen und ihnen nicht zuzuhören und zu gehorsamen, ihnen nicht zu gestatten, daß sie das Heilige entweihen. Wir gebieten ihnen weiter, wie es Kirchenrecht ist, die Leichen von JOHANNES WINTER / JOHANNES, DEM ÄLTEREN, und seinem Sohn HENNING, DEM JÜNGEREN, von LICHTENBERG / von HERMANN WALE / JOHANNES BELKOW / LORENZ POLE / NIKOLAUS WYMANN / HERMANN KOCH und JAKOB SALZMANN / von NIKOLAUS, dem Schulzen von Dolgelin / von BETE WALE und anderen Gebannten wieder aus den Gräbern zu reißen und außerhalb der Kirche und des Friedhofs beizusetzen und, so lange der Kirchenbann dauert, nicht in Kirchen oder auf Friedhöfen bestatten zu lassen.

Wiewohl jener Bannbrief auch an die Franziskanerbrüder in Frankfurt, Kottbus und Bautzen gelangte, so haben sie doch mit vielen andern, zumal Neumärkern, das Gebot nicht erfüllt zu ihrer Seelen Schaden, dem päpstlichen Stuhl zur Schmach und zu gar vielfachem Aergernis. Das Schlimmste aber ist dieses: Obwohl Ratsherren, Schöffen und Gewerksmeister und alle Bürger, Männer und Weiber, in Frankenvorde im Bann gebunden und aus päpstlicher Macht als gebannt verkündet worden sind, hören die Franziskanerbrüder in Frankenvorde doch Beichte von den Gebannten und sprechen sie, dem Bannfluch zu Trotz und Schande, ihrer Sünden los. Sie tun es betrüglich und fluchwürdig und nach dem Recht der Kirche dürfen sie es nicht tun. Und weiter noch: Sie bringen die toten Gebannten mitten in der Zeit des Banns öffentlich auf dem Friedhof und in der Kirche ihres Klosters zu Grabe, sie läuten an den hohen Festen, an Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Mariä Himmelfahrt die Glocken und rufen die Gebannten von Frankenvorde, Männer und Weiber, mit lauter Stimme öffentlich und ohne Unterschied zur Feier der göttlichen Feste und jagen die Gebannten nicht von Heiltum und Beichte, wie sie das müßten. Ja, um die Gebannten von Frankenvorde noch mehr anzulocken und aufzubringen gegen Bischof und Geistlichkeit und um täg-

lich, gerade als ob nicht Bannzeit wäre, Messe zu halten, machen sie es in ihrer Klosterkirche so: Einer von ihnen tut ein Chorhemd an, und bringt, begleitet von zwei Brüdern mit Lichten, den Leib des Herrn öffentlich von der Sakristei zum Altar und hier vom Altar aus zeigt er den Gebannten von Frankenvorde den heiligen Leib des Herrn und so ziehen sie Ausgestoßene an ihr Herz, daß sie den Leib des Herrn sehen wie in der richtigen Heiligen Messe, die gefeiert wird, wenn nicht Bannzeit ist. So haben sie täglich neue Erfindungen, um das Rückenmark der Kirchenzucht zu schwächen, für Dreck achten sie den Bann, der gegen die von Frankenvorde und andere Ludwigsfolger geschleudert ward, und brechen ihn frech.

Also verkünden wir euch: Diese Frevler alle sollen im Bann sein, aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen und ihres geistlichen Amts enthoben.

Zum Zeugnis alles dessen haben wir diese öffentliche Urkunde durch unsern geistlichen Notar schreiben und mit Aufdrücken unseres Siegels bekräftigen lassen.

Geschehen in Ville neuve im Bistum Avignon am 14. Mai im Jahre 1350, im 9. Jahre des Papsttums des allerheiligsten Vaters, des Papstes Klemens VI.
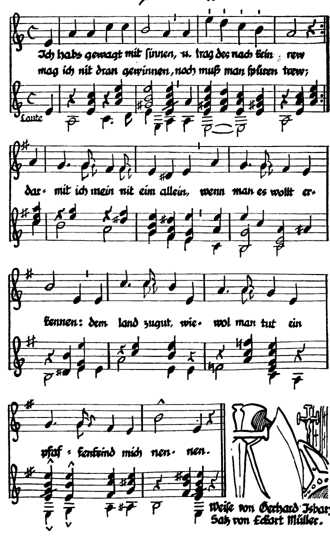
+

Da aber bestieg Heinrich, ein friedevoller Greis, den Bischofsstuhl von Lebus und stiftete Frieden zwischen der Kirche und den Markgrafen. Das war der Rosenmonat im Jahre des Herrn 1354 und geschah zu Frankfurt unter dem Schall der Glocken und Weihrauch der Räuchertöpfe und bei geblähtem Hochmut der Pfarrgeistlichen. Die fühlten sich im Siege und vermeinten die Bürger zu Kreuz gekrochen.

+

So aber ist uns berichtet von geistlicher Hand am Rande einer Handschrift: Als nun das Banngebot gelöst war und der Weihrauch aufstieg und die Geistlichen die Friedensmesse lasen und die Hostie erhöhten, da scholl durch den Dampf der Räuchergefäße und das Psalmodieren der Pfaffen das Gelächter der Bürger gegen die Gewölbe von Sankt Marien.

Hutten.


Ich habs gewagt mit ſinnen, u. trag des nach kein rew
mag ich nit dran gewinnen, noch muß man ſpüren trew;
Laute
dar- mit ich mein nit eim allein, wenn man es wollt er-
kennen: dem land zugut, wie- wol man tut ein
pfaf- fenfeind mich nen- nen.
Weiſe von Gerhard Isbary,
Satz von Eckart Müller.

Da laß ich jeden liegen
und reden, was er will:
hätt wahrheit ich geschwigen,
mir wären hulder viel:
nun hab ichs gsagt, bin drum verjagt,
das klag ich allen frummen,
wiewol noch ich nicht weiter flieh,
vielleicht werd wieder kummen.

Umb gnad wil ich nicht bitten,
dieweil ich bin ohn schuld;
ich hett das recht gelitten,
so hindert ungeduld
daß man mich nit nach altem sitt
zu ghör hat kummen laßen;
vielleicht wills Gott und zwingt sie not
zu handeln disermaßen.

Nun ist oft disergleichen
geschehen auch hievor,
daß einer von den reichen
ein gutes spil verlor;
oft große flamm von fünklein kam;
wer weiß, ob ichs werd rechen!
stat schon im lauf, so setz ich drauf:
„muß gan oder brechen!"

Darneben mich zu trösten
mit gutem gwissen hab,
daß keiner von den bösten
mir ehr mag brechen ab,
noch sagen daß auf einig maß
ich anders sei gegangen
denn ehren nach; hab diese sach
in gutem angefangen.

Wil nun ihr selbs nit raten
dies frumme nation,
ihrs schadens sich ergatten,
als ich vermahnet hon,
so ist mir leid; hiemit ich scheid,
wil mengen baß die karten;
bin unverzagt, ich habs gewagt
und wil des ends erwarten!

Ob dann mir nach tut denken
der kurtisanen list:
ein herz tut sich nicht krenken,
das rechter meinung ist.
ich weiß noch viel, wöln auch ins spil
und soltens drüber sterben.
auf, landsknecht gut und reuters mut!
laßt Hutten nit verderben!

Fliegendes Blatt: getruckt ym Jar XXI.

Denen Ehrnvesten undt Wolweisen, Unsern Lieben Besondern Burgermaister undt Rath, der Stadt Franckhfurth an der Oder.

Albrecht von Gottes gnaden Hertzog zue Friedlandt, Röm. Kay. Mayt. Khriegs Rath Cammerer Obrister Zue Praag, unndt General Obrister Veldthaubtman.

Ehrnveste unndt wollweiße Liebe besondere, Wier sezen Zwahr Außer allen Zweiffel Ihr werdet Ihr Khay. Mayt. Befellich, gleich wie Euer Herr der Churfürst von Brandenburg Ihre Ld. sich sollches haben mit gefallen Lassen, Ihr Khay. Mayt. Obersten den Von Arnimb wegen Einnehmung deß Besatzes kheine difficultet gemacht haben, so sy gehorsamblichen pariret, werden Ihr Mayt. sollches in gnaden von Euch Erkhennen, Die weil aber Bey Jezigen Leufften die Erfahrenheit bezeügt, daß unter Villen getreuen patrioten sich auch andere fridthassige, unnd übell affeccionierte Befinden, die sollches Spiren möchten, dahero wier den gegenwertigen nebenst des Bey sich Habenden Volckh noch Insonderheit, abgefertigt mit den nachmallen gnedigen gesinnen, daß Ihr Euer Beftes darunter selbsten bedenkhen, unndt Unverzaget daß Volckh Einnehmen wollet, Anders Haben wier schon die anordnung gemacht, Weill der Röm. Kay. Mayt. Hoch unndt viell an den Paß gelegen, daß auf ehisten Bericht also fort so viell Volckhs dieß, alß Jenseitt der Oder soll geschickht werden, daß man denselben bemächtigen könnt, Waß aber Euch für nuzen darauß zue Wachßen würdt, habt Ihr selbst vernunfftig Abzunehmen.

Geben im Veldtläger den 28. Juny Anno 1627.
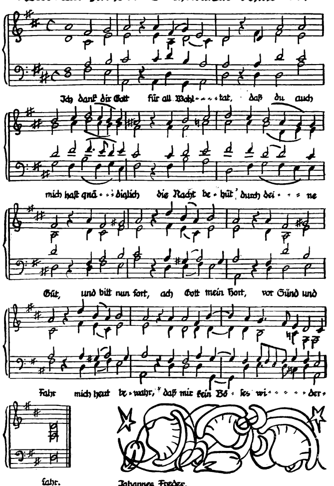
A. H. z. F.



Maria mit dem Dornzweig.

Geistliches Morgenlied

vertont und gesetzt von Bartholomäus Gesius 1601



Wandervogel.

Die alte Kirche St. Marien unserer Stadt sah einmal unter ihrer Wölbung junges Volk. Die alte Vergangenheit dieser Stätte hörte junges Wort. Das war in den letzten Tagen vor der großen Kriegesscheide, damals, als hier dreitausend Jungen und Mädels mit ihren Wimpeln und Zeichen ihre Bundesfeier hielten.

Auch um die Osterzeit.

Draußen um sie war Friede und Ruhe, war Stärke und Fülle, in Land und Volk. Drinnen unter ihnen war Kraft und Stolz in dem Bau und Bauen ihres Bundes. Aber das Wort, das diese Jugend sprach, und das diese Stätte hörte, das nannte nicht diese Dinge. Es pries nicht Glanz und Glück, Leistung und Vollendung, es wollte nicht gebundene Form und gefundene Weisheit. Diese Jugend war in der satten, alten Gegenwart ganz hungrig und jung. Diese Jugend sprach von ihrer Sehnsucht.

Nicht nach Geltung und Stellung, nicht, weil sie jemand aufrief, — nein, ganz aus sich. Das war das Neue dieser Jugend. Es war ein Suchen in ihr, wo die anderen alles gefunden wähnten, und ein Mühen, wo sie hätte genießen können. Ein Fliegen und Wandern über Zeiten und Räume in ein heimliches Land.

Fliegen und Wandern: der Wandervogel. Und der war auf ihren Wimpeln und Zeichen; auch den sah die alte Kirche neu. Es ist nicht dies, daß diese Jungen und Mädels durch die Wälder und Weiten zogen; das tut jede rastlose Jugend. Es ist etwas anderes, und zwar dreierlei.

Sie fanden dort bei den Bäumen und Blumen, bei den Tieren, Dingen und Menschen, daß kein Wissen ein Wunder erklärt; daß keine Wissenschaft das Letzte erreicht; daß nicht gelernte Wahrheit, sondern allein erlebte Wahrheit inneres Leben baut. Sie fanden, daß jedes Ding seine Wahrheit hat, die man nicht vererben kann, sondern die man immer wieder, nach eigenem Gesetz, erwerben muß. Das heißt: nichts fertig hinnehmen und sich damit begnügen, all die tausend geprägten Urteile, geschaffenen Leistungen; das heißt: keine Form und Ueberlieferung halten nur um der zufälligen Ueberlieferung willen; das heißt: nichts gedankenlos tun. Es ist wahr, solch Tun ist nicht ohne Gefahr, und man hat dieser Jugend Rechthaberei vorgeworfen und Feindschaft gegen bürgerliche Sitte und Form; es ist auch wahr, manchen trieb vielleicht der bloße Gegensatz. Aber es ist ebenso wahr: jede Jugend m u ß einmal die Form brechen, die ein anderes Geschlecht fand und eine andere Welt lebt; m u ß einmal die nackten Dinge selber suchen und bestehen, ohne fremde Regel, Vermittlung, Begrenzung; m u ß einmal Form schaffen, i h r e Form schaffen. Gedankenlosigkeit wird Lüge. Diese Jugend weiß es.

Wandervogel ist das Erlebnis der Wahrheit.

Alle Wahrheit ist einfach. Sie fanden diese Einfachheit bei jedem Wesen draußen, das auf seiner Stelle steht und seinen Sinn erfüllt. Sie fanden, daß sie schön sei. Aber sie fanden auch, daß man selber einfach werden müsse, wenn man dort hinaus käme. So wuchs aus der selbstgewählten äußeren Einfachheit der Zucht, — des Essens, des Lagers, der Wanderart,

die selbstgewonnene innere Einfachheit der Schau, — ihres Denkens, ihrer Lieder, ihrer Feste. Nicht das ist es, daß sie die Körper und Geister fest machen halfen gegen die Kriegsnot und Nachkriegsnot, hart und herb, sondern daß sie es von selber taten. Niemand verlangte es. Es ist freilich so: manche von ihnen haben schlicht und grob verwechselt und einfach und einfältig, und ist auch so: viele haben diese Jugend verlacht in jener reichen, weichen Zeit. Aber es ist doch auch so: niemand in jener weichen, welken Zeit sah mehr den Grund der Dinge, spürte den Quell der Kräfte, weil niemand mehr einfach war. Und auch so: gerade aus dieser Einfachheit der Seele, die die Anfänge wieder aufschließt und die Zusammenhänge knüpft, wächst die Beherrschung und Beseelung der Vielheit, und darüber steigend, die Einheit in der Vielheit, dies Geheimnis der hohen Naturen. Alles Große ist wieder einfach. Das gibt dieser tapferen Jugend doch den Sieg und die Zukunft vor aller Ueberlegenheit der Zeit. Das gibt diesem Wege der Jugend den Wert.

Wandervogel ist das Bekenntnis zur Schlichtheit.

Mit diesen beiden harten Waffen ging die Jugend an die Dinge der Zeit und der eigenen Seele. Vieles schlug sie, was nicht bestand vor diesen Waffen: leere Gesellschaft, Gefolgschaft, toten Glauben, tote Sitte, totes Recht. Dort draußen in der Schöpfung und auch drinnen im Seelengrunde gilt dies alles nicht, hilft dies alles nicht. Dies alles ist gemacht; nur das Lebendige besteht. So lernte sie, mit nackter Seele unter freiem Himmel zu stehen. So ward ihr wieder lebendig das größte Wort, das über der Menschheit steht: Freiheit. Nicht Wildheit, Willkürlichkeit, Trieb und Gewalt. sondern Freiheit von Enge des Raumes und Enge des Geistes, von Vorurteil, Furcht der Menschen und träger Geduld. Wir wollen es ruhig sagen: es ist eine große Gefahr in diesem Wege, zumal für Jugend: manche haben dabei Ziel und Richtung und Achtung verloren; aber wir wollen es auch sagen: viele, viele von den Besten haben das unerhört Neue gelebt und erfüllt: Freiheit, die sich selbst bewahrt. Viele haben dies als Willen und Sehnsucht: ein Mensch zu werden, der frei sein d a r f. So tragen sie die Verantwortung und Gefahr, ohne den Schutz der Mehrheit und Gewohnheit zu leben, nur vor eigenem Gesetz. So setzen sie, wahrlich ehrenwert, immer wieder Weg und Wesen daran.

Wandervogel ist das Wagnis der Freiheit.

Ein großer Vorwurf bleibt, der immer wieder sich erhebt: diese Jugend, sagt man, will nur sich selber. Jenes Wort wird laut von dem Träumer am Feuer, und jenes andere von der Eigenherrlichkeit. Aber sie bejaht den Staat und die Not der Zeit, ganz selbstverständlich, das hat der Krieg bezeugt. Und sie bejaht die Gemeinschaft; das lehrt die große Bewegung der Jugend nach dem Krieg, die in allem und überall aus dem alten Wandervogel wuchs. Man tut ihr freilich Unrecht, und jetzt besonders oft, wenn man sie zum Dienste des Tages drängt. Sie ist keine Grenzwehr, keine Staatsschule, kein Zweckverband. Wandervogel ist eine Gesinnung.

Sie hat auch hier ihr höchstes Gut gewahrt: Freiheit. Sie hat auch hier recht.

Nur wer f r e i ist, kann dienen. Gerd Grunemann.

Ausklang.

Eins sein mit der eigenen Einmaligkeit gewordener Gestalt ist das Urgesetz, aus dem alle Dinge sich erhalten, von den Urkörpern bis hin zum Menschen. Einfügung, Heimat gewinnen ist der Weg, auf dem sich dieses Gesetz der Erhaltung im Reich des Lebenden verwirklicht.

Das Gesetz der Dauer ist gebunden an das Ereignis der Heimat. Alles, was ist, hat Heimat, oder es ist nicht.

Den Urgedanken von Heimat und Dauer dachte der Mensch im Bilde des Paradiesgartens. In ihm haben alle Dinge Heimat und Dauer ohne Gefahr. Nur der Bewußtheit des Menschen ward auch Heimat zu einer Frage und einem Scheideweg.

Wir sind von Urbeginn als Wählende an diese Wegscheide gestellt zwischen Heimat und Wesen oder Fremdheit und Unwesen. Deutsches Sinnbild alles Wesens und Heimathabens: Eckehart, der hohe Meister. Deutsches Sinnbild der Fremdheit aber und des Zerbrechens vor dem Sein: Kleist.

So ist den einen unter uns Amt und Macht gegeben, selbst Hüter zu sein des Paradiesgartens, das ist: Wächter über unsere Heimaten.

Friedrich Schilling.

Neuere Literatur der heimatlichen Landschaft in Auswahl.[1])

Im Folgenden sind als Abkürzungen verwendet: **FAG** = Frankfurter Abhandlungen zur Geschichte. — **FO** = Frankfurter Oderzeitung. — **HO** = Heilige Ostmark. — **LK** = Lebuser Kreiskalender. — **MHD** = Mitteilungen des Historischen Vereins zu Frankfurt an der Oder. — **MLM** = Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Kreises Lebus in Müncheberg.

I. Karten für Hand und Wand. 1) Grundkarte des Deutschen Reiches. 2) Generalstabskarten und Meßtischblätter. 3) Karten der Geologischen Landesanstalt. 4) Flurkarten der Gemeinden. 5) Ludt und Pohlandt, Wand- und Handkarte des Landes Lebus. 6) Lebuser Kreiskalender von 1928. 7) Silvakarte des Kreises Lebus. 8) Vermessungsbüro des Frankfurter Magistrats. 9) Umgebungskarte von Frankfurt, 1 : 100 000.

II. Natur. 1) Bieder und Ruge, Heimatkunde des Kreises Lebus (1898). 2) Erläuterungen zu den betr. Blättern der Geologischen Landesanstalt. 3) H. Heinze, Der Kreis Lebus und die Stadt Frankfurt a. d. Oder, 1911. 4) Hugo Roedel, Zur Heimatkunde von Frankfurt a. d. Oder. Programm der Oberschule 1886. 5) Gerhard Köster, Frankfurt a. d. Oder / Natur und Geschichte (FAG 4) 1928. 6) Emil Nickel, Geologische Ausflüge. Ffo., 1906. 7) Helios, Zeitschrift des Naturwissenschaftl. Vereins zu Frankfurt a. d. Oder.

III. Vor- und Frühgeschichte. 1) Alfred Götze, 5. Heft der „Schriften des Vereins für Geschichte der Neumark". 2) derselbe, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus und der Stadt Frankfurt a. d. O. 1920. 3) G. Mirow, Mehrfache Arbeiten im Lebuser Kreiskalender, 4) M. M. Lienau, Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder, 1921. 5) derselbe, MHD 27, 1927. 6. M. Pohlandt, Die heimatliche Landschaft in der Literatur von Christi Geburt bis zur Frühgeschichte, MHD 27, 1927. 7. Zerstreute Berichte über wichtige Funde. In FO, LK, MLM a) Frankfurt a. d. Oder, b) Lebus, c) Lossow, d) Hasenfelde, e) Trebus, f) Treplin.

IV. (A) Geschichte. 1) Die Kunstdenkmäler des Kreises Lebus. 2) Die Kunstdenkmäler der Stadt Frankfurt a. d. Oder. 3) Bieder und Gurnick, Bilder aus der Geschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder, I und II. 4) Bieder, dasselbe, III (MHD 1913). 5) Breitenbach, Das Land Lebus unter den Piasten. Fürstenwalde 1890. 6) LK seit 1908. 7) MLM seit 1911. 8) MHD seit 1860, bisher 28 Hefte. 9) Paul van Nießen, Geschichte der Neumark im Zeitalter ihrer Entstehung und Besiedlung. Landsberg a. d. Warthe 1905. 10) derselbe, Die Anfänge der Stadt Frankfurt a. d. Oder 1923. Als Manuskript in der Ratsbücherei Frankfurt. 11) Sonderheft Frankfurt der Ostdeutschen Monatshefte, 7. Jhg. 10. Heft. Bln. Verl. Stielke. 12) Die Oder. Verl. Trowitzsch & Sohn. 13) M. Pohlandt, Ursprung und Urform des Namens Frankfurt a. d. Oder, HO. 1928. 14) Friedrich Schilling, Die ersten Deutschen in Frankfurt a. d. Oder, 1926 (FAG 1). 15) derselbe, Grundzüge der Fischereiverhältnisse in der Stadtgemeinde Lebus a. d. Oder, 1927 (FAG 2).

IV. (B) Monographien von Städten. 1) Th. Arndt, Seelow, LK 1914. 2) Hans Brandt, Lebus 1926. 3) G. Mirow, Müncheberg. In: Die Provinz Brandenburg in Wort und Bild II. 4) Unger, Fürstenwalde a. d. Spree, 1925. 5) Siehe II, 5. 6) Felix Plage, Frankfurt a. d. Oder, wie es war und wurde. Bilder und Berichte aus vier Jahrhunderten. Verlag Trowitzsch & Sohn, 1928.

IV. (C) Geschichtliche Romane und Erzählungen. 1) Theodor Fontane, Das Oderland. 2) derselbe, Vor dem Sturm. 3) C. Kohlweyer, Die weiße Taube. Der Bruder vom Hofe. 4) derselbe, Wendelin. Erzählung aus dem 14. Jh., 1910. 5) Braß, Die Polen vor Frankfurt. 6) Max Pohlandt, Bei den Steinzeitmenschen der mittleren Ostmark, HO. 1928.

IV. (D) Dramatisches. 1. C. Heßler, Der Schulmeister von Beerfelde. Leipzig, Strauch. 2. Wendt, Im Wetterleuchten der Reformation.

V. Volkskunde. 1) Friedel und Mielke, Landeskunde. 2) Lehmann, Märkische Dorfgeschichten. 3) M. Pohlandt, Hüben und Drüben, Helios 1909.

[1]) Fast lückenloses Verzeichnis in MHD, Heft 27 (1927) und in den MLM seit 1911.

4) derselbe, Lebuser Land, Leute und Leben. Frankfurt a. d. Oder 1928. 5) derselbe, Lebuser Sagen und Geschichten. Leipzig 1927. 6) P. Schroeder, Reitweinische Merkwürdigkeiten 1904. 7) Senckel, Hohenwalde-Markendorf. 8) H. Teuchert, mehrfach in der Zeitschrift „Teuthonista". 9) E. Tietze, Geschichten aus dem Bruch, 1928. 10. Winkelmann, Gusow und Platkow, 1904.

Max Pohlandt.

Garten und Blumen / Werke aus dem Verlag Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. d. Oder.

Hatten wir es eben mit Werken vorwiegend heimatwissenschaftlicher, insbesondere geschichtlicher Absicht zu tun, so betreten wir mit dem Schaffensbereich des Verlages Trowitzsch & Sohn das Gebiet des Gartenbaues, der Blumenpflege und — der Buchkunst. Unter dem Gesichtspunkt des schönen Buches hatten gerade die gartenkünstlerischen Werke des großen Frankfurter Verlages, ganz abgesehen von ihrer inhaltlichen Zweckbestimmung, für mich von jeher den Reiz der Augenfreude und des Genusses an der Handwerklichkeit des Buches. Wir sehen hier von den älteren Werken des Verlags aus dem Gebiet der Geschichte und der schönen Literatur, ebenso auch von seinen weithin bekannten Schöpfungen farbiger Kunstdrucke, aber auch von den längst im Werkgebrauch der Gartenfreunde befindlichen Handbüchern ab, deren größtes, nun in der hundertachtzigsten Tausendauflage vorliegendes schon unsere Großeltern gebrauchten, und richten unser Auge auf drei kleinere und kleinste Bücher, die als Stellvertreter der gesamten Gattung der Trowitzschdrucke gelten können. Zunächst liegt da vor uns ein hellblau broschiertes Heftchen.

Blumen für Kinder. Eine Anleitung für ihre Pflege und Zucht, in Verbindung mit Erich Kloß hrsg. von Alexander Steffen. 3. Aufl. (1928), 28 S. mit 1 Vierfarbendruck und 8 Abb. im Text. Preis 0,75 RM. — Die im Süden wie im Norden unseres Vaterlandes seit vielen Jahren eingeführten Versuche, am Fenster des Schulzimmers durch die Kinder Blumen pflegen zu lassen, gaben uns schon als Jungen in den ersten Schuljahren Anreiz zur Blumenpflege. Inzwischen schafft sich der immer fröhlicher aufschießende Natursinn unseres Volkes durch die Gartenbewegung von Jahr zu Jahr mehr Raum für die Freuden von Gartenfrucht und Blumenhege, zumal unter den naturfrohen Kindern. Den Bedürfnissen dieser jungen Freunde der Blumenzucht in Garten und Zimmer dient das lebendige kleine Buch, das ein Schulmann und ein Gartenfachmann gemeinsam schrieben. Wie persönlich, wie einladend, wie farbig wirken diese schlicht und klar gedruckten Seiten auf uns! Frische, freundliche Worte laden den kindlichen Leser zu der Freude am Garten ein, kluge und feinsinnige Worte des Lehrers steigern die Teilnahme, Lehrer und Gärtner belehren in zugleich knapper, klarer und den nächsten Zweck erschöpfender Form über die unerläßlichen Grundbedingungen von Leben und Pflege der häufigsten, zumeist blühenden Pflanzen: Auswahl der geeigneten Erde, Säen, Stecklingsvermehrung, Gießen, Düngen, Lichtbedürfnisse, Schädlingsbekämpfung, Ueberwintern. Dem schließt sich als zweite Hälfte des Heftchens eine „Besondere Pflegeanleitung für einige beliebte Zimmerpflanzen" mit wichtigen und lehrreichen Abbildungen an. So ist das Heftchen in jedem Sinne ein praktischer Leitfaden. Wer ihm mit Aufmerksamkeit und mit Liebe zu seinen Pfleglingen folgt, dem winkt als sommerliche Freude eine blühende Fülle, wie sie die Fuchsie des einladenden vierfarbigen Umschlagbildchens verspricht. Die geheimste Lebenswirkung aber solcher Förderung kindlicher Naturfreude, wie sie sich auch der Frankfurter Gartenbauverein durch seine jährlichen Preisaussetzungen angelegen sein läßt, besteht darin: schon frühzeitig, und je eher um so unverlierbarer, wird ein zartes Gefühl für das mannigfaltige Leben der pflanzlichen Welt entwickelt. Damit wird an einer Stelle der großen Welt der Sinn entfacht für die lebendige Gestaltung rings um uns und all ihren köstlichen geheimen Reiz. Ist diese Besinnlichkeit durch den frühzeitigen Umgang unserer Kinder mit der Welt der Pflanzen im Keim vorzubereiten, so ist alle Arbeit der Verfasser dieses wohlfeilen Büchleins Pflege an der Seele der Glieder unseres Volkes.

Zuzweit nehmen wir einen stattlichen sattblauen Band mit gemsfarbigem Leinenrücken zur Hand:

Alexander Steffen / Unsere Blumen im Garten. Anleitung für Liebhaber und Gärtner zur Anzucht, Verwendung und Pflege der schönsten Blumen im Garten. 6. verb. Aufl., 1928.

Dieser Band mit einem als Einbandzeichnung in schwarz und rot gedruckten Zweig tränender Herzen (Dicentra) gibt uns ein Beispiel der in geschmackvoller Buchkunst ausgeführten größeren Gebrauchsbücher des Verlages.

Der als Leiter der staatlichen Versuchs- und Beispielsgärtnerei Pillnitz bei Dresden an führender Stelle tätige Verfasser gibt hier eine umfängliche Sonderanleitung für die Blumengärtnerei. Sie bildet zugleich eine Ergänzung zu den einschlägigen Abschnitten von Böttners großem Gartenhandbuch und enthebt den ausschließlich der Blumengärtnerei zugewandten Gartenfreund des Besitzes der größeren, den gesamten Gartenbau umfassenden Handbücher. Ein einleitender allgemeiner Teil behandelt Lage und Boden des Blumengartens, Pflanzenbeschaffung, Sortenveredlung, Heranziehen, Auspflanzen und Vermehrung der Gartenpflanzen im allgemeinen. Die folgenden Abschnitte wenden sich der Fülle der einzelnen für die Gartenpflege zur Wahl stehenden Pflanzen zu, den einjährigen Sommerblühern, wie den Stauden- und Zwiebelgewächsen, die zwei und mehr Jahre im Freien aushalten, schließlich solchen Blumen und Blattpflanzen, die zwar für den Garten bestimmt sind, aber nicht im Freien überwintert werden können. Diese besonderen Abschnitte sind in sehr übersichtlicher Weise in alphabetischer Ordnung nach den eindeutigen lateinischen Namen der Pflanzen und unter Hinzufügen der deutschen Benennungen gegeben und durch das sorgfältige Sachverzeichnis am Schluß in der handlichen Art eines Nachschlagewerks schnell aufzufinden. In ebenso aufgeschlossener und erschöpfender Weise werden in den Schlußabschnitten einige der geeignetsten Sumpf- und Wasserpflanzen und die Hauptfragen aus dem Gebiet der Rosenpflege und -zucht behandelt. Zwischenein schieben sich erschöpfende allgemeine Ausführungen gartenkünstlerischen Inhalts, die sich mit der V e r w e n d u n g der Blumen im Garten befassen. Den Blüten als Farbwerten ist dabei besondere Aufmerksamkeit geschenkt und auf die wichtigen Fragen der Beetgestaltung und -einfassung, der Gliederung ihrer Bepflanzung, der Anlegung von Steinpartien mit Alpenpflanzen, der Behandlung von Mauern und Trockenbeeten, Ampeln, Blumentischen und Gartenvasen, ebenso ausführliche Antwort gegeben.

Das Buch im ganzen gibt uns in seiner im Gebrauch handlichen und zugleich das Auge erfreuenden Gestaltung ein schönes Beispiel aus der Arbeit des Verlages Trowitzsch. Bei der vollends in Gebrauchsbüchern seltenen Verwendung von Farbenlichtbildtafeln ist es besonders reizvoll zu sehen, welche Annäherung an das gewachsene Leben dieses Lichtbildverfahren im Verein mit dem Mehrfarbendruck in der Wiedergabe gestattet. Die zweite Tafel mit einer Blüte der Schwertlilie ist ein an Zartheit hervorragendes Beispiel. Aber noch eine andere allgemeine Lehre führt uns die Bildausstattung dieses Werkes vor: Verachtet die schlichte, schwarzgedruckte Autotypie nicht! Das prägen uns die vielen in den Text eingeschalteten Abbildungen lebhaft ein, zumal sie doch auf einem ganz schlichten Werkdruckpapier stehen. Wie duftig lebendig sehen uns die Wickenrispen (S. 48) an, die Stiefmütterchenblüten (67, 69), der Phloxbusch (76, 191), der Bartnelkenstrauß (120), die weiße Christrose (145), die schmetterlingleichten Schwertlilien und Iris (159), die Päonienbüsche (185, 186) und die prachtvoll lebhafte, gefüllte Sonnenblume (325), — um die bewegendsten Bilder hervorzuheben.

Soviel mag genügen, um davon zu überzeugen, daß hier von dem Verlag nicht nur ein treffliches Handbuch für den werktätigen Gartenfreund, sondern zugleich eine Augenfreude für den Bücherliebenden und den Freund des Buchhandwerks vorgelegt wurde. Friedrich Schilling.

Paul Blumenthal, Der Kantor Bartholomäus Gesius zu Frankfurt a. d. Oder. Verlag Vogel & Neuber 1926. 51 S. 4°, Preis 10.50 RM. Der

greise Frankfurter Tonsetzer Professor **Paul Blumenthal** hat in diesem Buche seinen Amtsbruder Gesius um die Zeit des dreihundertsten Todestages ein teilnahmevolles Erinnerungszeichen geschaffen. Mit dem Gesamtzusammenhang der Lebens- und Kunststitte um die Wende von 1600 ist das Bild des alten Frankfurter Meisters der Töne verknüpft worden. Das ist besonders liebenswert, da über Gesius sonst nur die mageren Ausführungen von Rudolf Schwarze in den Mitteilungen des Frankfurter Historischen Vereins, in der Allgemeinen Deutschen Biographie und in handschriftlichen Blättern seines Nachlasses, außerdem von einigen anderen in den musikgeschichtlichen Handbüchern vorliegen. Durch diese Einzeldarstellung von Leben und Werk des Meisters Gese wird die Aufmerksamkeit der Musikfreunde mehr als das sonst möglich wäre angezogen. Die liebevolle Einfühlung in Nöte und Schaffensfreude des Vorfahren führte dem Meister Blumenthal die Feder. So lebensmäßig wie der Anlaß war, so lebendig könnte die Wirkung des Buches sein, wenn der Verlag sich entschlösse, den ungewöhnlich hohen Preis des Buches auf ein Drittel herabzusetzen Das Wertvollste ist, daß durch Blumenthals Arbeit der Gesiusforschung ein neuer, schon jetzt spürbarer Anstoß gegeben wurde. Wir dürfen nun hoffen, daß bald einmal im Zusammenhang mit den alten Frankfurter Lautensätzen von Waißel und Krengel auch die schönen Weisen und mehrstimmigen Sätze von Barthel Gese / das oben gegebene Morgenlied ist noch nicht das höchste Beispiel / in der Singgemeinde, im künftigen Frankfurter Musiklandheim oder sonstwo hörbar werden. Erst dann ist erreicht, was der verehrungswürdige Verfasser des ersten Gesiusbuches im Stillen gewünscht hat, und nur mit solchem Ziel vor Augen sind die mühsamen Ausgrabungsarbeiten zu verantworten, die Blumenthal geleistet hat und die bei den immer noch sich mehrenden Funden aus dem Schaffen des Meisters Gese zu leisten bleiben.

Gesius stammte aus Müncheberg, wo er um 1555 geboren ist, studierte in Frankfurt Theologie und war nach einigen Jahren auswärtigen Aufenthalts von 1593 bis 1613 hier Kantor an der Oberschule und Organist an St. Marien. Er ist jedoch nicht 1613 und in Frankfurt gestorben, wie Blumenthal mit Schwarze annimmt, sondern er muß / vielleicht, einer alten Absicht folgend, als Pfarrer / auswärts an einem bislang unbekannten Ort gewirkt haben, wo er 1621 starb. So ist uns jedenfalls durch eine Verlagsnotiz auf einem seiner Werke überliefert. Es ist die Aufgabe weiterer Forschung, unsere Kenntnis von dem Lebensausgang des alten Meisters zu erweitern. Blumenthals Buch und die in ihm nachgewiesenen Hauptquellen bilden den Ausgangspunkt für solche Versuche. Das von dem Verlag in Papier und Einband etwas verschwenderisch ausgestattete Buch ist von Dr. Jng. **Hans Berger-Schaefer** mit einer ganzen Reihe von Abbildungen, darunter einigen zum ersten Mal veröffentlichten, belebt worden. Eine freilich inzwischen überholte von dem hier Schreibenden besorgte Uebersicht über Meister Geses Werke auf Seite 41 bis 46 des Buches sucht Blumenthals Absicht einer Gesiuserweckung zu unterstützen.
Fr. Sch.

Märkischer Fahrtenspiegel. Hrsg. v. d. Gruppe „Florian Geyer", Frankfurt a. d. Oder, im Wandervogel E. V., (jetzt „Bund der Wandervögel"). Heft 2 / Jhrg. 1927, 8° 13 S. Dies ist nicht das übliche Gaunachrichtenblatt, wie es nach dem Kriege so verbreitet war, dieser „Fahrtenspiegel", dessen hier vorliegendes Heft leider vorläufig das letzte ist. Hier ist einmal der krampfhafte Bundesgeist überwunden; frei von allem Schielen auf den Nebenmann, der einmal in Wettbewerb treten könnte, ist hier das bloße — so mannigfaltige Dasein des Wandervogels hingestellt. Man spürt das durchblutete Leben in dieser Gruppe, die, so klein sie augenblicklich ist, sich ihre verschiedenartige, kernige Eigenheit bewahrt hat, für die sie weit im Lande bekannt war. Das, was selten ist, Einzelreichtum in der Zeit der Normung, Leben statt Maschine, Einsatz für vorsichtiges Wägen, hat in diesem bescheidenen Heftchen seinen literarischen Niederschlag gefunden; Holzschnitte und eine Notenbeilage — gewachsen aus gleichem Leben, gestalten die Blätter abwechslungsreich genug. Dennoch war alles Schreibwerk nie Höhepunkt noch erschöpfender Ausdruck des Wandervogels. Schließen wir daher von dieser abgerundeten Schau auf den Kreis ihrer Schöpfer.
R. G.



Bestellschein.

Ich bestelle hiermit beim Verlag „Heilige Ostmark“, Frankfurt (Oder) die Zeitschrift **„Heilige Ostmark“**

4. Jahrgang 1928, einschl. bereits erschienener Hefte, zum Preise von . . . . M. 4.—

............Stck. weitere Frankfurt-Hefte, zum Preise von . . . . je M. –.80

1. Jahrgang 1925 . . . . M. 2.—

2. „ 1926 . . . . M. 2.—

3. „ 1927 . . . . M. 3.—

„Der Grenzkampf des Deutschtums im sudetendeutschen Raume“, von Kurt Haller . . . M. 1.—

Genaue Anschrift: ....

Hier abtrennen, im Umschlag als Drucksache zu schicken

Schlesische Volkskunde von Dr. Will-Erich Peuckert (Sammlg. Deutsche Stämme — deutsche Lande), Mk. 6,40, geb. Mk. 8,—. Vlg. Quelle und Meyer, Leipzig. — In anschaulicher Darstellung bei strenger Wissenschaftlichkeit lernen wir lebendigstes schlesisches Volksleben kennen, den schlesischen Bauern, wie er wurde, wie sich ihm die Götter und Geister zeigen, von heiligen Zeiten und Weissagungen lesen wir, von Dorf und Flur, vom bäuerlichen Jahr in Arbeit und Freude. Dichten und Denken der Schlesier, ihre Sprichworte und Redensarten, Volksschauspiele, Volkslied und -Musik, Märchen und Sage, ihr Verhältnis zu Gott, Teufel und den Heiligen werden uns in interessanter Weise nahegebracht. Im letzten Teile begleiten wir den Schlesier von der Wiege bis zum Grabe, bei Geburt, Kindheit, Spiel, Liebe und Ehe, Krankheit, Tod und schließlich Begräbnis. Das alles in fesselnder, leichtflüssiger Darstellung bietet auch dem Laien so viel Anregung, daß das Werk warm empfohlen werden kann. Wertvolles Gut wird hier vor dem Vergessenwerden bewahrt.

Von Versailles zur Freiheit, Weg und Ziel deutscher Außenpolitik von Werner Freiherr von Rheinbaben. Hanseatische Verlags-Anstalt, Hamburg. — Hier wendet sich ein Mann, der fest davon durchdrungen ist, daß ein „neues Deutschland“ nur in Verwertung dessen aufgebaut werden kann, was uns das „alte Deutschland“ gab und hinterließ, „an alle, die an der Wiedererlangung deutscher Freiheit mitarbeiten wollen, vorwärtsweisend, immer eindringlich betonend, daß wir um so eher frei werden, je einiger wir im Innern sind. Ein Glaubensbekenntnis an das Einigseinkönnen und Einigseinmüssen. Freiherr von Rheinbaben, Staatssekretär a. D., M. d. R., hat aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen uns ein Werk geschenkt, das ungemein wertvolle Anregungen gibt, das klar den Weg aufzeigt, den wir gingen, manchmal gehen mußten, der aber auch den weiteren Weg weist, der uns zur Freiheit führen soll. In den Abschnitten: Versailles, Londoner Ultimatum, Erfüllungspolitik, Ruhrjahr und Umschwung, Dawes-, Locarno- und Ostpolitik, Genf wird dem, der außenpolitisch mitdenken will, wertvollstes Wissen vermittelt und reiche Anregung gegeben. Uns geht besonders der Abschnitt Ostpolitik an. Er ist vorzüglich. Der Anhang bringt Dokumente, Auszüge aus Reden, Verträgen, Resolutionen. Sie können mit Gewinn beim Zeitungslesen herangezogen werden. Alles in allem, ein Buch, das wir für unsere Grenzlandarbeit brauchen, wenn wir auch politisch an die Fragen herangehen wollen.

Menschen um achtzehn, von Franz Lüdtke. Ein Erziehungsroman. Mk. 3,80, geb. Mk. 5,—. Ausfaat-Verlag, Barmen-U. — In den Weihnachtstagen las

An den

Verlag der Zeitschrift „Heilige Ostmark"

Frankfurt (Oder)

Prinzenufer 3.

ich das Buch. Danach war ich entschlossen, mich dafür einzusetzen, daß es in die Hände recht vieler Erzieher und Heranwachsender komme. Zur Einsegnungszeit erinnerte ich die Ortsbuchhandlungen daran, das Buch bevorzugt auszulegen, damit recht viele Bücherfreunde darauf aufmerksam würden. Unser ostmärkischer Dichter und Vorkämpfer hat da ein Werk geschaffen, das man dem „Hellmut Harringa" von Popert an die Seite stellen und dem man eine ähnliche Wirkung wünschen muß, wie sie seinerzeit Harringa auf sehr weite Kreise der deutschen Jugend ausübte und wohl heute noch ausübt. Walter Flex' Mahnung „Rein bleiben und reif werden" geht auch durch dieses Buch Lüdtkes. Es ist gewiß nicht leicht, das Problem der geschlechtlichen Aufklärung im Rahmen einer Erzählung anzufassen. Dem Dichter ist es gelungen, das Problem bei aller Zartheit eindringlich vor uns hinzustellen, nicht nur aufzuklären, sondern, was ebenso wichtig ist, das sittliche Wollen in seiner Bedeutung bei diesen Lebensfragen aufzuzeigen. Heranwachsende werden für diesen Führer, Eltern für diesen Berater und Freund ihrer Kinder dankbar sein müssen. Solch ein Buch wünschte ich mir schon lange als Ergänzung meiner biologisch aufklärenden Schularbeit in die Hände unserer Jungen.


DIPLOM-OPTIKER ALFRED PLATZEK FRANKFURT-ODER